

3 Der theoretisch-methodologische Zugang

Ziel des folgenden Kapitels ist, es eine geeignete Forschungsperspektive auf das Problem des Patientseins und politisch-kollektiven Patientwerdens zu entwickeln. Die vorgeschlagene Forschungsperspektive, der theoretisch-methodologische Zugang zur Problemstellung, wird gleichermaßen genealogische wie auch subjektkonstitutionsanalytische Theoretisierungen und Methodologien umfassen. Die Genealogie als Rahmenuntersuchung bestückt die Arbeit mit einem bestimmten historischen, gegenwartsanalytischen und kritischen Impetus und wendet sich der Frage zu, wie man das Politischwerden von ›unpolitischen‹ Singularitäten nachvollziehen kann. Als Herzstück der genealogischen Befragung wird die Subjektkonstitutionsanalyse theoretisch hergeleitet und so aufbereitet, dass sie anhand von Textmaterial durchführbar ist. Bewusst soll in ihrem Zuge nicht von ›Subjektivierungen‹ gesprochen, sondern von Subjektkonstitutionen spezifizierter Subjekte, die es genealogisch, also über die Zeit und Kontexte hinweg zu betrachten gilt, ausgegangen werden. Subjektkonstitutionen beschreiben Subjektbildungsprozesse auf den Achsen der Macht, des Wissens und der Selbstverhältnisse und beschreiben nicht nur Subjektunterwerfungen (also *assujettissements*), sondern auch Subjekthervorbringungen. Die Transformationen zwischen den Genealogiephasen, in denen relevante Subjektkonzeptionen dargestellt und sich daran anschließende Subjektkonstitutionsanalysen vorgenommen werden, müssen als wichtige Bruchpunkte der Genealogie der Patienten(kollektiv)subjekte in Stellung gebracht werden: Sie zeigen, wie einzelne Spezialdiskurse und Praxiszusammenhänge die jeweilig folgende Subjektconstitution zwar nicht bestimmt, aber doch bedingt und vorstrukturiert haben. Ist die Vorgehensweise der genealogischen Subjektkonstitutionsanalyse hinreichend erläutert und systematisiert, kann sie ab Kap. 4 für die infragestehenden Patientenpolitiken angewendet werden.

3.1 Die Genealogie als Rahmenuntersuchung

Die Wahl eines theoretisch-methodologischen Zugangs zu einer wissenschaftlichen Fragestellung ist grundsätzlich begründungspflichtig. Warum also eine Genealogie schreiben und sie damit als Rahmenuntersuchung qualifizieren?

Die Genealogie ist in der deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Methodendiskussion noch wenig anerkannt und in sozialwissenschaftlichen,¹ vor allem politikwissenschaftlichen Arbeiten verhältnismäßig selten angewendet worden. In der Disziplin der Politischen Theorie beispielsweise begegnet man der Genealogie gelegentlich,² während sie immerhin in mindestens einem weiteren Teilbereich der Politikwissenschaft, nämlich den Internationalen Beziehungen, ein Dasein als experimentelle Forschungsmethode fristet (vgl. Der Darian 1987; Bartelson 1995; Vucetic 2011; Borg 2018). Manche (internationale) politiktheoretisch-ideengeschichtlichen Beiträge *leisten* aufgrund ihres problematisierenden Zugangs und ihres Materialzugangs eine Genealogie, auch, wenn sie sich selbst auch nicht als solche explizit bezeichnen (vgl. Ewald 1993; Castel 2000; Bohlender 2007) – je nach Perspektive würden diese Forschungen eventuell aber auch nicht als ›generische‹ Politiktheorien, sondern eher als philosophische oder sozialwissenschaftliche Untersuchungen spezifischer politischer Diskursgegenstände (die Soziale Frage oder Politische Ökonomie) eingeordnet werden. Im Übrigen leisten nicht alle Texte, die sich selbst politiktheoretischen Diskussionszusammenhängen zurechnen (etwa, weil sie sich mit einem klassischen Problem der Politischen Theorie beschäftigen) und die die genealogische Reflexionsweise für sich beanspruchen,³ eine Genealogie, wie sie hier verstanden und zur Anwendung gebracht werden soll. Auch, wenn wenige genealogische ›Vorbildstudien‹ mit politikwissenschaftlichem Anspruch existieren und daher ein gewisser Aufwand betrieben werden muss, die Genealogie als theoretisch-methodologische Untersuchungsstrategie zu legitimieren sowie ihre Untersuchungsdimensionen für die eigene Fragestellung fruchtbar zu machen, erweist sie sich als Rahmenuntersuchung geeignet: Einerseits gibt sie relativ klare, theoretisch-kritische Maßgaben mit auf den Weg, Subjektkonstitutionen untersuchbar zu machen, andererseits lässt sie eng am ›Material‹ arbeiten und bietet genug Flexibilität, soziale und politische Phänomene und ihre Metamorphosen (Bohlender 2007) historisch zu kontextualisieren wie gegenwartsbezogen zu deuten. Dennoch muss es Ziel sein, so weit als möglich nach einer Handhabbarmachung des genealogischen Verfahrens Ausschau zu halten, um ihre forschungsstimulierenden Potenziale ausschöpfen zu können. Um

-
- 1 Die bereits erwähnten genealogischen Studien im thematischen Schnittfeld von Gesellschaftspolitik und Medizin bzw. Gesundheit von Pfundt (2010), Abels (2015) und Pocзка (2017) bilden Ausnahmen.
 - 2 Roth (2003, S. 65) liefert mit seiner Genealogie des Staates einen politiktheoretisch-ideengeschichtlichen Beitrag, der tatsächlich genealogisch vorgeht – er bemerkt aber selbst, dass die Genealogie als Methode in der Politikwissenschaft kaum Resonanz gefunden hat. Im ansonsten hilfreichen Methodenüberblick zur Politischen Theorie von Zapf (2013) und auch in Jörke/Nullmeier (2012) findet sie keine Erwähnung. Biebricher (2017) hat einen Text zur Genealogie in einem englischsprachigen Sammelband zur Interpretationsarbeit in der Politischen Theorie publiziert. In der internationalen Diskussion bietet Owen (2005) im Stil einer Sammelrezension zumindest einen kleinen Überblick zur Aufgabe der Genealogie als Politische Theorie an.
 - 3 Vgl. z. B. Joas' Studie (2011) über die Sakralisierung der Person im Zuge der Entstehung der Menschenrechte, die er mit einer ›affirmativen Genealogie‹ betrachtet. Diese Studie treibt ein gerichtetes Geschichtsverständnis und die Überzeugung der logischen Stringenz der Wertdebatten an, die dem genealogischen Verfahren nach Foucault wissenschaftstheoretisch diametral gegenüberstehen.

für diese Arbeit zu solchen Richtschnüren zu finden, werden im Folgenden die Dimensionen des Begriffs der Genealogie nach Michel Foucault über eine Systematisierung der relevanten Schlüsseltexte und über den eher theoretisch orientierten Forschungsdiskurs zur Genealogie zusammengestellt und eigene Schwerpunktsetzungen vorgenommen. Ziel ist es, den theoretischen Anspruch der Genealogie zu beschreiben, ihren erkenntnistheoretisch-kritischen Charakter zu rekonstruieren und schließlich Leitlinien für die folgende Analysearbeit zusammenzustellen.

3.1.1 Herkunft und Entstehung

Die Suche nach einem Ansatzpunkt, Genealogien verstehen und schreiben zu lernen, lässt sich am besten mit einem der Schlüsselwerke Foucaults zur Genealogie beginnen. Ausgehend von *Nietzsche, die Genealogie, die Historie* (DE2/84) zeigen sich erste Konturen des Begriffes, wie ihn Foucault verwendet. Der Text basiert auf einem Vortrag zu Ehren seines akademischen Lehrers Jean Hyppolite und wurde erstmals im Rahmen einer Festschrift publiziert. Er ist programmbe gründend: Foucault lässt das Unternehmen der Archäologie hinter sich und wendet sich nun weniger den Diskursformationen selbst als den Tiefen der Geschichte der Diskurseffekte zu. Dieser Beitrag, der mit Abstrichen⁴ als Rezeptur der genealogischen Analyse nach Foucault gelesen werden kann, fängt seine früheren Versuche, das Konzept ertragreich für seine Forschungen werden zu lassen, ein. Gleichmaßen verrät er viel über den Sinn nachfolgender Genealogie-Projekte.

Die positive Bestimmung der Genealogie in *Nietzsche, die Genealogie, die Historie* (DE2/84) ist ein voraussetzungsvolles Unternehmen, weswegen Foucault in diesem Text den inversen Gang wählt und seine Genealogie, geschult an Friedrich Nietzsches Denken, als Gegenprogramm zu anderen Formen der Geschichtsschreibung konturiert, welche Kohärenz und Stringenz in ihrer Darstellung zum Ziel haben. Nicht nur leistet Foucault bereits zu Beginn des verschriftlichten Vortrags eine Abgrenzung zu konventionellen Geschichtsschreibungen, die er im Fortgang noch genauer definieren wird, sondern er fordert auch dazu auf, Ansatzpunkte für genealogische Analysen in Bereichen zu suchen, denen normalerweise für eine bestimmte Fragestellung kein Erklärungswert beigemessen werden würde. Nach einer kritischen Bemerkung über den Historiker Paul Rée, dem Prototypen eines angelsächsischen Geschichtswissenschaftlers, der aus einem utilitaristischen Verständnis heraus die Geschichte der Moral

4 Gary Cutting warnt zwar davor, diesen Text nicht als methodologische Selbstpositionierung misszuverstehen und zeigt auf, dass Foucault nicht mit allen von Nietzsches jemals geäußerten Formulierungen einverstanden gewesen sei (Cutting 1990, S. 334f.) – allerdings lässt er für den ersten Hinweis Belege vermissen, während der zweite Hinweis eher unerheblich ist, da Foucault als möglicherweise unkritischer Nietzscheaner hier nicht im Zentrum des Interesses steht. Dass Foucault sich Nietzsches Projekt jedoch anschließt und sich explizit von seinem Denken angeleitet sieht, macht er schon früh deutlich, als er seiner Monografie *Die Ordnung der Dinge* (OD) eine größere Nähe zu Nietzsche als zum französischen Strukturalismus bescheinigt (DE1/48, S. 768) und sein eigenes Geschichtsverständnis seit seinem Nietzsche-Studium als revidiert erachtet: »Ich sage Ihnen nur, dass ich in ideologischer Hinsicht ›Historist‹ und Hegelianer war, bis ich Nietzsche las.« (DE1/50, S. 784)

als geradlinige Entfaltung moralisch-ethischer Logiken interpretiert, ermutigt Foucault seine Zuhörer und Leserinnen, sich bescheiden mit Gegenständen abzugeben, denen keine Geschichte zugerechnet werden würde, die also gemeinhin als überzeitlich oder zeitlos angesehen werden. Denn, obwohl man sie dort nicht antizipieren würde, könnten in diesen vermeintlich ahistorischen Gegenständen die Wurzeln der Moral als Praxis gefunden werden (DE2/84, S. 166). Dazu macht er auf Phänomene wie Gefühle, Liebe, Triebe und das Gewissen aufmerksam, durch die mehr über Moral zu erfahren sei als durch den Versuch der Nacherzählung der großen Moraltheorien. Der erste methodologische Kommentar Foucaults über den Sinn der Genealogie kann somit als Aufforderung zur bewussten Dezentrierung von Theorien und Gegenständen gelesen werden.

Von der klassischen Geschichtsschreibung abzurücken heißt weiterhin, mit Nietzsche darüber nachzudenken, welche Rolle der Begriff des Ursprungs für die Genealogie spielen kann. Foucault identifiziert zwei Verwendungsweisen von ›Ursprung‹ bei Nietzsche: Herkunft und Entstehung (DE2/84, S. 167). Die Differenzierung von Herkunft und Entstehung ist wichtig, denn diese Begriffe scheinen präziser zu sein als ›Ursprung‹, der die Phänomene als gestiftet oder gegründet erscheinen lässt. Während sich mit dem Begriff der Herkunft eines Phänomens die Frage nach seiner Zugehörigkeit aufwerfen lässt (DE2/84, S. 171), betont der Begriff der Entstehung nach Foucault den produktiven Charakter einer Genealogie, da sie das Hervortreten oder Erscheinen der Dinge systematisch an den Anfang einer Untersuchung setzt (DE2/84, S. 174).

Die untersuchungsleitende Absicht, mit einer Genealogie die Herkunft der Dinge zu beschreiben und diese nicht in transzendentalen Werten, sondern in Ereignissen aufzuspüren, ahmt die Suche nach Erbschaften nach. Erbschaften sind dann nicht wie Typologien zu verstehen, die ihre identitären Einheiten von außen beziehen, sondern das ›Dazwischen‹ der Erbschaft ist von Interesse: Herkunft und diverse Herkunft sind wichtig, weil sie eine holistische Fiktion aufbrechen. Sie setzen sich mit »Einzelheiten und Zufällen der Anfänge« (DE2/84, S. 170) auseinander, weil sie zunächst einmal »Unstimmigkeit und Unterschiedlichkeit« (DE2/84, S. 169) registrieren, die von einem schwer bestimmbar Netz von erkennbaren Zugehörigkeiten zusammengehalten zu sein scheinen. Der Begriff der Herkunft markiert für Foucault also ein Nichtkontinuum bei gleichzeitiger Registrierung einer Verwandtschaft und relativen thematischen Stabilität (DE4/344, S. 748) der Dinge und Konstellationen. Man gehe nicht von einer reinen Ursprünglichkeit oder von natürlichen Evidenzen und Notwendigkeiten aus, sondern interessiere sich für scheinbare Paradoxien – für diskontinuierliche Entwicklungen, für Regelmäßigkeiten und ihre Transformationen (ODis, S. 36; Martinsen 2004, S. 309). Die Verwendungsweise des Begriffs der Transformation kann sich somit als weiterer Angel- und Fluchtpunkt der genealogischen Analyse erweisen: In einem Kommentar zu seiner Monografie *Überwachen und Strafen*, deren Absicht er ebenfalls als genealogisch angibt (ÜS, S. 33, 41), verrät er sein diagnostisches Programm als Nachverfolgung eines »Faden[s, HG] von Transformationen« (DE4/278, S. 27) moralischer Technologien der Einteilungen. Anstatt ideengeschichtliche Kontinuitäten und Kongruenzen zu imaginieren, lassen sich durch Wandlungsgeschichten Ereignisse zusammenschnüren und in ihrer Wirkungsgeschichte im Hinblick auf einen Problemgegenstand gemeinsam begreifen (vgl. auch Hauskeller 2000, S. 200).

Eine Genealogie als eine Analyse der Herkunft stelle außerdem eine Verbindung zwischen Leib und Geschichte her (DE2/84, S. 174). Wenn auch diese Formulierung zunächst als theoriepolitische Abgrenzung zur Phänomenologie Edmund Husserls (vgl. auch DE2/109, S. 466) und Maurice Merleau-Pontys gelesen werden muss (Dreyfus/Rabinow 1987, S. 140f.; Casale 2004, S. 228), so scheint die Erwähnung des Verhältnisses zwischen Leib und Geschichte der Genealogie eine weitere generative Metapher zur Verfügung zu stellen: Einem Körper prägt sich Vergangenes ein, er trägt »Stigmata vergangener Ereignisse« (DE2/84, S. 174) mit sich. Es sind nicht die Körper der Mutter und der Großmutter, die im gegenwärtigen Körper eingelassen sind, aber im gegenwärtigen Körper materialisieren sich Begegnungen, getroffene Entscheidungen und konstitutive Bedingungen in veränderter, verwachsener Form, ohne ihn zu determinieren. Diese Metapher hilft schließlich dabei, die Herkunftsanalyse als serielle, diskontinuierliche und verwandtschaftliche Analyse zu begreifen, die eine Geschichtlichkeit der Dinge erfasst, ohne sie als logischen oder prädisponierten Ablauf misszuverstehen (vgl. auch DE2/84, S. 172). Die Erwähnung des Leibs spielt außerdem auf die historische Formierung des Somatischen und auf die Geschichte von Körpersubjekten an, deren Konzeptionen und Gegenwarten sich für genealogische Analysen als besonders herausfordernd und attraktiv erweisen.

Die Frage nach der Entstehung ergänzt die vernetzende Herkunftsanalyse der Genealogie (vgl. auch ODis, S. 41). Der Aspekt der Entstehungsanalyse ist nicht etwa ein gesondertes methodisches Instrumentarium, welches entwickelt und an spezifischen Gegenständen erprobt werden müsste, sondern fügt sich in das Programm der Herkunftsanalyse nahtlos ein. Während die Herkunftsanalyse die Aufmerksamkeit auf die diskontinuierliche Geschichte von Erbschaften und die Überkreuzung unterschiedlicher Diskursstränge, die ihren Gegenstand formen, richtet, findet Foucault in dem von Nietzsche verwendeten Begriff der Entstehung die Zugriffsmöglichkeit auf Momente und Prozesse des Hervortretens und Erscheinens. Diese Dimension charakterisiert die Genealogie als eine Analyse, die mit einem theoretischen Regulativ ins Feld zieht: Um entstanden zu sein, müssen Kräfteverhältnisse gewirkt haben (DE2/84, S. 175). Auch in der Entstehungsanalyse setzt sich das anti-teleologische Programm der Genealogie (DE2/84, S. 167, 184) fort: Die Dinge können nicht als Schöpfungen aus sich heraus auf die Bühne getreten sein, sondern sind Ergebnisse von Bedingungen, unter denen gekämpft wurde und stehen selbst wiederum für Kämpfe, die neue Bedingungen geschaffen haben. In *Was ist Kritik?* (WK) zieht Foucault diese Bedeutungsweisen auf kurze und prägnante Weise zusammen:

»Aber es geht nicht darum, verschiedene Phänomene auf eine Ursache zurückzuführen, sondern darum, eine singuläre Positivität gerade in ihrer Singularität einsichtig zu machen. Im Gegensatz zur Zurückführung einer vielfältigen Nachkommenschaft auf eine einzige Ursache handelt es sich hier um eine Genealogie: es handelt sich darum, die Erscheinungsbedingungen einer Singularität in vielfältigen bestimmenden Elementen ausfindig zu machen und sie nicht als deren Produkt sondern als deren Effekt erscheinen zu lassen.« (WK, S. 37)

Diese Erläuterung nimmt rhetorisch ein wenig Abstand zu der auf Generativitäten orientierten Herkunftsanalyse und bietet einen präziseren Begriff für dasjenige an, was

überhaupt analysiert werden soll; während der Begriff des Gegenstandes oder Phänomens immer noch die Spuren eines Wesens, also einer objektiv erkennbaren Entität in sich birgt, regt der Signifikant ›Singularität‹ dazu an, eine ebensolche als etwas in ihrer Erscheinung Bemerkenswertes, etwas einzigartig Auftretendes wahrzunehmen. Um die Singularität erkennbar zu machen und ihre Einzigartigkeit herauszupräparieren, wird sie, wie bereits angedeutet, als Erzeugnis von Kräftebeziehungen und Kämpfen charakterisiert. Foucault, dem es auch immer darum geht, sich selbst darüber zu vergewissern, weshalb ihn eigentlich die Genealogie als Zugriff auf geschichtliche Realitäten umtreibt, setzt das Verhältnis einer spezifischen Singularität zu ihren inneren geschichtlichen Kampfprozessen als eine Motivation für den Genealogen, eine Ahnung zu verarbeiten und genauer hinzusehen:

»Als Erstes habe ich für die Psychiatrie eine Genealogie zu schreiben versucht, weil ich eine gewisse Praxis und eine gewisse Erfahrung des psychiatrischen Krankenhauses hatte und weil ich dort Kämpfe, Kraftlinien, Konfrontationspunkte und Spannungen spürte. Die Geschichte, die ich geschrieben habe, habe ich nur aufgrund dieser Kämpfe geschrieben.« (DE3/169, S. 39)

Mit der Intuition für die Umkämpftheit lässt sich das Programm der Genealogie als wesentlich machtanalytisch verstehen: Die Singularität soll unter dem Aspekt ihrer »machtförmigen ›Vorgeschichte‹« (Gehring 2004, S. 131; vgl. Raffnsøe et al. 2011, S. 48; vgl. Kap. 3.3.1) als eine erkennbare, aber innerlich konfliktäre Substanz herausgeschält werden.

3.1.2 Deutungen und Kämpfe

Um dem Aspekt der machtproduktiven Auseinandersetzungen um die Singularität durch eine Genealogie genauere analytische Aufmerksamkeit zukommen lassen zu können, muss wiederum präzisiert werden, worin diese Auseinandersetzungen überhaupt bestehen: Das Gewordensein, also die Geschichte der Menschen innerhalb eines besonderen Problemfelds impliziert die Produktion von Deutungen und den Prozess des Deutens (vgl. DE2/84, S. 178). Die Genealogie liefert damit die Möglichkeit, Bedeutungen in einem »Rückfrageverfahren« (Gehring 2004, S. 132) zu kontextualisieren. Dies erweist sich als Vorteil, denn so können Singularitäten, die bisher nicht unter den Verdacht der Historizität gelangt waren, in den Fokus gerückt und in ihrer Bedeutungsfülle ernst genommen werden, ohne ihnen eine ontologische Essenz zuzuschreiben. Vielmehr erscheinen sie dann als Summe oder vorläufiges Ergebnis von Deutungskämpfen.⁵ Zudem kann mit dieser Perspektive nicht nur festgestellt werden, dass Deutungskämpfe auf eine bestimmte Weise stattgefunden haben und

5 Marcus Llanque (2017) beispielsweise legt mit seinem Verständnis von Genealogie großes Augenmerk auf die Analyse ebenjener Deutungskämpfe, die die roten Fäden einer Genealogie ausmachen. Da er die Geschichte der Deutungskämpfe jedoch für eine Methodisierung der Ideengeschichte nutzen und die Genealogie als die Nachverfolgung von Interpretationspfaden universeller Ideen einsetzt, will er die Genealogie als eher normorientiertes Verfahren wissen und schöpft damit ihre Stärke der Entessenzialisierung von Begriffen, ihre Sensibilität für terminologische Verschiebungen und ihre Sicht auf konflikthafte Bedeutungsgehalte nicht voll aus.

welche daraus entstandenen Singularitäten und Bedeutungen dabei ins Zentrum des Deutungskonflikts gestellt wurden – auch lassen sich Aussagen darüber treffen, inwiefern diese Kämpfe eben nicht nur kontingentes Beschreiben von Gegenständen oder ein ›harmloses Spiel‹ zwischen vordefinierten Akteuren um das Deuten-Dürfen sind. Denn die Genealogie interessiert sich nicht für angeblich verstreute Streitigkeiten um definitorische Petitionen, sondern sie zeigt, dass diese angesprochenen Kämpfe jeweils Regeln produziert haben (DE2/84, S. 177), die nicht ohne weiteres wieder außer Kraft gesetzt werden können. Während Machtbeziehungen also das dynamische Spiel der Deutungen, das Ringen um und das Hervorbringen von Singularitäten und ihrer Bedeutungen definieren, kann mit einer Genealogie die Überzeugung aufgegeben werden, die Regel sei ein Substitut für den Krieg und den Konflikt; im Gegenteil nehmen Regeln die Gewalttätigkeit der Deutungskämpfe und der materiellen Entstehungsbedingungen der Singularitäten in sich auf und instituieren damit die Wiederholung und Stabilisierung der ritualisierten Gewalttätigkeit der Deutungskämpfe und Herstellungsweisen. Die Genealogie kann somit zwar nicht theoretisch ableiten, wie sich Kräfteverhältnisse und Machtbeziehungen grundsätzlich fixieren, sondern eher beobachten, dass das Ringen um Bedeutung und das Festlegen von Regeln für bestimmte Existenzweisen oftmals in der Positionierung von Herrschern und Beherrschten innerhalb eines Problembereichs mündet. Dieser Effekt des Herrschaftsverhältnisses, so betont Foucault, ist jedoch wieder nicht einem universellen, einem ewig besetzten Personal innerhalb eines Problemfeldes zuzuschreiben; das Regelsystem, welches nicht nur Deuten-Können ermöglicht, sondern mit spezifischen Einteilungsberechtigungen einhergeht, ist nach wie vor offen für Kampf und schreitet von einer Herrschaft zur anderen. Die Bemächtigung eines bestimmten Regelsystems und die folgende potenzielle Verschiebung oder Verkehrung der Verhältnisse: zwischen diesen Ereignissen knüpfen sich historisch-diskursive und materielle Schnüre, die in der Genealogie nachverfolgt werden können (ebd.). Die Dualität ›Herrscher – Beherrschte‹ kann im Sinne der Politischen Theorie als Ordnung innerhalb eines explizit politischen Systems verstanden werden, sie ist mit dem genealogischen Blick auf spezifische Singularitäten allerdings auch außerhalb dieses Systems vorfindbar. Regeln festzusetzen und Herrschaft auszuüben kann im politischen Sinne bedeuten, dass Gesetze verabschiedet werden oder physischer Zwang ausgeübt wird, es kann aber auch bedeuten, dass Regeln für Erkenntnisproduktion, Verhaltensweisen oder Sprechberechtigung von Subjekten festgelegt werden. Mit der asymmetrischen Heuristik ›Herrscher – Beherrschte‹ und der Nachverfolgung der Regeln, die die Herrscher und Beherrschten vorläufig an ihrem Platz halten (vgl. Kneer 1998, S. 252), ist es im basalen genealogisch-analytischen Sinne möglich, für eine Zeit lang stabil gewordene Verhältnisse im sozialen, nicht nur im politischen Raum, erklärbar zu machen und die Regeln, die diese Verhältnisse stabilisieren, als vormals produktive und nun gebannte Macht- und Deutungskonflikte zu entschlüsseln.

Mit dem Anerkennen des Ringens um Macht und Deutungskompetenz sowie ihrer Kristallisation in vorläufigen Herrschaftsverhältnissen wird auch verständlich, weshalb Foucault mit seinen Genealogien zwar keine Politische Theorie im orthodoxen Sinne, also streng auf den Gegenstandsbereich von Politik bezogen, vorlegt, aber einen spezifischen Zugang zur Politik der identifizierbaren Singularitäten ermöglicht. Diese Politik

der identifizierbaren Singularitäten zu rekonstruieren und außerdem ihre potenzielle historische Verhandlung als faktisch politischen Gegenstand in den Blick zu bekommen, dies ist eine besondere Aufgabe, die eine Genealogie, insbesondere innerhalb der vorliegenden Arbeit, leisten können soll. Dazu muss allerdings geklärt werden, welcher Politikbegriff theoretisch und methodisch mit dem der Genealogie korreliert, welche Formen von Politik die Genealogie in den Blick bekommen und wie die Genealogie mit der Frage nach der Politik umgehen kann. Die folgenden Überlegungen sollen dazu dienen, die Vielfältigkeit von ›Politik‹ als Merkmal von Gewordenheitsanalysen auszuleuchten, ihre Bedeutung nachvollziehbar zu machen und sie gewinnbringend, das heißt möglichst strukturiert für die Analyse einsetzbar zu machen.

3.1.3 Genealogie des Politischen? Genealogie als Politisierung? Politik in der Genealogie?

Deutlich sollte bereits durch die Wahl der Singularitäten durch Foucault selbst (Genealogie des Sexes in *Der Wille zum Wissen* [SW1], Genealogie des Strafens in *Überwachen und Strafen* [ÜS], Genealogie der Psychiatrie in *Wahnsinn und Gesellschaft* [WG], vgl. auch DE3/169, S. 39) geworden sein, dass sich seine Genealogien nicht unbedingt für die klassischen Arenen der Politik, also für die »Politiker-Politik« (vgl. Beck 1993, S. 17), die Politik der »klassischen« politischen Institutionen oder für Politik im politikwissenschaftlichen Sinne von *policy* – *polity* – *politics* interessieren. Hannelore Bublitz, die ebenfalls die Darstellung der produktiven Wirkungsweisen von Macht und deren Verstetigung in vorläufigen Herrschaftsverhältnissen als instruierendes Merkmal der (genealogischen) Analysen Foucaults erwähnt, sieht letztere durch ein viel tiefgreifenderes Verständnis von Politik beeinflusst:

»Die ›Politik der Gesellschaft‹ (Luhmann) besteht nach Foucault darin, die Gesellschaft in ihrer politischen Struktur so zu organisieren, dass sie den Sieg der einen über die anderen in ihrer Struktur verewigt [...]. Die Regeln, die die Gesellschaft und deren Ordnung hervorbringen, sind demnach selbst von Machtoperationen durchdrungen, hervorgebracht von symbolischen Kämpfen der Macht. Dem liegt eine Erkenntnis- und Wahrheitspolitik zugrunde. Das Politische ist nicht nur konstitutiv für das Soziale, sondern es ist das Soziale in seinen Regelungs- und Ordnungsprinzipien.« (Bublitz 2003, S. 317, Herv. i. O.)

Die Wirkungsweise von Politik nimmt damit einen, um Niklas Luhmanns Terminologie zu bemühen, pervasiven und systemübergreifenden Charakter an. Politik ist nicht (nur) situativ oder an Institutionen oder politische Akteur*innen gebunden, sondern ein Modus des Sozialen. Bublitz wechselt in dem vorliegenden Zitat aufgrund ebenjener Beobachtung, dass Politik eine grundsätzlichere ›Gangart‹, eine spezifische Strukturierung des Sozialen betrifft, sogar ihre Terminologie: Sie schreibt nicht mehr von Politik, sondern vom Politischen. Damit verweist Bublitz auf eine Dimension in Foucaults Denken, die von einigen Politik- und Sozialtheoretiker*innen wie auch Sozialphilosoph*innen mit anderen theoretischen Mitteln stärker ausgearbeitet wurde: Die Theoriefamilie des Postfundamentalismus setzt die Unterscheidung zwischen Politik und dem Politischen als wesentlich für jegliche Gesellschaftstheorie. Dieses Denken markiert das Po-

litische (im Englischen *the political*, im Französischen *le politique*) und Politik (*politics*, *la politique*) als Differenzphänomene (vgl. Marchart 2010; Bedorf/Röttgers 2010; Bröckling/Feustel 2010; Mouffe 2007). Oliver Marchart beispielsweise weist dem Begriff des Politischen die ontologische Dimension des Sozialen zu, während Politik, *policy*, *polity* oder Polizey ganz im Sinne Martin Heideggers als ontische Bereichsbegriffe verstanden werden (Marchart 2010, S. 27; 2013, S. 431). Marchart argumentiert, dass sich das Politische als immerwährende, gleichzeitig notwendig scheiternde Gründungsversuche äußert, die einem politischen Streit vorausgegangen sind. Auch für Ernesto Laclau und Chantal Mouffe, die zu den wichtigen Vertreter*innen des postfundamentalistischen Denkens zählen, zeichnet sich das Politische grundsätzlich durch Antagonismen, also durch Gegensätzlichkeiten und durch das Kämpfen um Positionen aus (vgl. Laclau/Mouffe 1991; Heil/Hetzel 2006, S. 15). Die meisten Theoretiker*innen, die sich mit der Differenz zwischen der Politik und dem Politischen beschäftigen, nutzen dabei Foucault als generellen Stichwortgeber ihres Forschungsinteresses, knüpfen aber philosophisch bzw. theoretisch weniger stark an Foucaults Texte und seine analytischen Instrumentarien an, um die Konfliktförmigkeit des Sozialen mit der Perspektive auf das Politische auszuleuchten. Dass nicht enger auf die Studien Foucaults eingegangen wird und die Implikationen seiner Schriften zur Konfliktualität des Sozialen, die Bublitz und auch Marchart (2013, S. 431ff.) diskutieren, nicht systematisch aufgegriffen werden, hat sicherlich damit zu tun, dass Foucault selbst keine terminologische Trennung von ›Politik‹ und dem ›Politischen‹ vornimmt. Interessant ist jedoch, dass sich eine Parallele zu der Genealogie als Analyse (historischer) Konflikte und den daraus resultierenden, vorläufigen Herrschaftsstrukturen auftut: Eine Genealogie, die *per definitionem* an Kämpfen, am Ringen um Deutungshoheit und schließlich an den Regeln der Praxis sowie an der vorläufigen Verregelung von Existenzweisen interessiert ist, richtet ihren Blick also auf das, was der Postfundamentalismus als ›das Politische‹ versteht. Ist damit die Genealogie also eigentlich eine Analyse des Politischen? Die Genealogie teilt sich zwar im Grundsatz mit dem postfundamentalistischen Denken das Wissen um die generelle Umkämpftheit der Dinge, beschäftigt sich jedoch nicht so sehr mit der Struktur dieses Grundsatzes und versucht nicht explizit, diese um ihrer selbst willen auszuweisen. Es geht ihr mehr darum, zu zeigen, *wie* der Konflikt ›an Ort und Stelle‹ ausgetragen wird und welche Konsequenzen dies für die Dinge und Subjekte hat. Denkbar ist zwar, dass sich möglichst viele Genealogien zu einem umfassenderen Bild des umkämpften Sozialen auf unterschiedlichen Terrains gewissermaßen ›hochaddieren‹ ließen – Umkämpftheit und Herrschaft selbst zu einem ontologischen Prinzip zu erheben, wäre allerdings nicht im Sinne einer an Foucault orientierten Analyse.⁶ Am ehesten lässt sich

6 Die genealogischen Beschreibungen, die sich zu einem Eindruck einer ›Politik des Sozialen‹ verdichten, können hier nur als Collagen dienen. Oliver Flügel-Martinsen warnt deswegen davor, Foucault eine unterschwellige Ontologisierung gesellschaftlicher Verhältnisse, und sei es noch etwas derartig Dynamisches wie Kämpfe um Macht und Deutungsweisen, zuzuschreiben (2017, S. 222). Man muss also unterscheiden: Die Genealogie kann die vielgestaltigen Kämpfe als Beobachtung annehmen und Politik als Fokalisierung von Kämpfen verstehen, ihre Beobachtung aber nicht nutzen, um sie mit dem Prinzip des Politischen gleichzusetzen.

also die allgemeine Umkämpftheit der Dinge, die in bestimmten Kontexten als das Politische bezeichnet wird, mit Foucault als ein vielköpfiges, vielgestaltiges, in der Historie konkret situiertes Stattfindendes vorstellen – das sich geschichtlich gesehen und bezogen auf einen Gegenstand oder ein Problem ineinander verschachtelt und fortsetzt (DE2/84, S. 181). Die Genealogie ist somit das Nachvollziehen, das Befragen der konkreten Umkämpftheit und des Festsetzens der Verhältnisse – die Politik einer bestimmten Singularität – und zwar von ihrer Geschichte her, also über die Zeit hinweg.⁷ Damit kann auch verdeutlicht werden, was eigentlich damit gemeint ist, wenn Foucault in einer immer wiederkehrenden begrifflichen Konstruktion von ›Politik der Singularität X‹ spricht. Es finden sich in seinen Texten und Äußerungen viele Beispiele dafür:

»Und wenn das gar nicht das Wesentliche wäre? Wenn es im Zentrum der ›Politik des Sexes‹ ganz andere Räderwerke gäbe? Keine der Verwerfung und Verdunkelung, sondern der Anstachelung? Wenn es gar nicht die wesentliche Funktion der Macht wäre, Nein zu sagen, zu verbieten und zu zensieren, sondern einer endlosen Spirale folgend Zwang, Lust und Wahrheit zu verbinden?« (DE3/181, S. 137, Herv. HG)

»Jede Gesellschaft hat ihre Wahrheitsordnung, ihre allgemeine *Politik der Wahrheit*, das heißt Diskursarten, die sie annimmt und als wahr fungieren lässt; die Mechanismen und die Instanzen, die es gestatten, zwischen wahren und falschen Aussagen zu unterscheiden; die Art und Weise, wie man die einen und die anderen sanktioniert; die Techniken und die Verfahren, die wegen des Erreichens der Wahrheit aufgewertet werden: die rechtliche Stellung derjenigen, denen es zu sagen obliegt, was als wahr fungiert.« (DE3/192, S. 210, Herv. HG)

»Eine umfassende *Politik des Körpers* herrscht seit Jahrhunderten. Der menschliche Körper wurde in der Tat seit dem 17. und 18. Jahrhundert als Arbeitskraft zugleich benutzt, erfasst, eingesperrt und eingeschnürt. Diese Politik bestand darin, aus dem Körper ein Höchstmaß an verwendbaren Kräften für die Arbeit herauszuziehen und ein Höchstmaß an verwendbarer Zeit für die Produktion.« (DE2/138, S. 668, Herv. HG)

Der Sinn der Genealogie ist es also, die Politik der Singularität über die Zeit hinweg zu rekonstruieren, die Gewordenheit der Dinge durch den Faden ihrer Umkämpftheit und Verwicklung in Machtverhältnissen zurückzuverfolgen. Damit ist die Genealogie unabhängig von ihrem Gegenstand eine eminent politische Analyse, weil sie nicht davon ausgehen kann, dass die Dinge, wenn sie denn einmal auf der Bildfläche des Sozialen erschienen sind, je ›in Ruhe‹ gelassen worden wären – dafür braucht sie keinen

7 Kathrin Braun interpretiert die Praxis der Genealogie aus einer diskurstheoretischen Perspektive in ähnlicher Weise: »Die Genealogie ist in zweifacher Weise temporalisiert: Zum einen verfolgt sie die Produktion von Diskursen als historisches Geschehen und nicht deren immanente Regelmäßigkeit. Dieses historische Geschehen ist immer auch ein Geschehen zwischen Diskursen, ein Prozess der Verdrängung, Überlagerung, Überwindung oder Verbindung von Diskursen im Verlauf der Zeit. Foucault legt dabei nicht nur ein dynamisiertes, sondern auch ein konfliktbezogenes, politisiertes Diskursverständnis zugrunde: Die Genealogie dient dazu, ›ein historisches Wissen der Kämpfe zu erstellen und dieses Wissen in aktuelle Taktiken einzubringen‹« (Braun 2014, S. 94; vgl. auch Könniger 2016, S. 50).

emphatischen Begriff des Politischen, sondern kann einen Begriff der Politik ›im Singular‹ führen. Dabei geht es nicht darum, den Begriff der Politik durch die Hintertür zu totalisieren oder allen Dingen gleichermaßen eine politische ›Brisanz‹ zuzuschreiben und ihn damit zu entleeren, wie Johanna Oksala (2010, S. 462) bemerkt. Die Öffnung des Begriffes der Politik hin zu einem breiteren Verständnis dient Foucault vor allem der Politisierung der Dinge. Die Politisierung der Dinge und Singularitäten liegt dann darin, diese in ihrer konfliktbeladenen Geschichte in Augenschein zu nehmen. Selbst Themen, die vorher gemäß des ontischen oder *policy – polity – politics*-orientierten Politikbegriffes nicht zum Gegenstand der Analyse geworden wären, kommen damit als Themen einer ›politischen‹ Genealogie in Betracht:

»In diesem Sinn ›politisiert‹ eine genealogische Perspektive [...] auch Phänomene unterhalb der Schwelle der Wahrnehmungsraster verfasster politischer Institutionen, des politischen Diskurses und der Öffentlichkeit. Darin ist sie sogar hyperpolitisch, da sie die Orte der Subjektivierung auch in Sphären findet, die der herkömmlichen politischen Aufmerksamkeit entzogen bleiben.« (Saar 2007, S. 339f.)

Damit ist eine Genealogie nicht nur für eine Politikanalyse instruierend als eine methodische Überprüfung der Geschichte der Normativität und des Normalen, wie Brigitte Kerchner (2006, S. 149) ihr bescheinigt, sondern rekonstruiert die verborgenen Streitigkeiten um Singularitäten und ihre Politisierungen,⁸ bei denen etwas, beispielsweise die Konstitution und Existenz von Subjekten, auf die ein oder andere Weise auf dem Spiel stand – immer mit der Sensibilität dafür, dass sich die Singularitäten im Zuge dieser Streitigkeiten transformiert haben könnten. Die Politisierung im Rahmen der Praxis der Genealogie geschieht dann zumeist in der Entselbstverständlichung, Desubstanzialisierung und Rekonstruktion der generativen Auseinandersetzungen um die Singularitäten – und schlägt damit die Brücke zu einer bestimmten Form der Kritik, der weiter unten nachgegangen werden soll.

Die Genealogie fühlt sich dort zuständig, wo es um die Aufklärung der Umkämpftheit bestimmter Singularitäten und Diskursformationen, etwa nichtbelebte Gegenstände, Ideen und Praktiken oder Subjektformen, über die Zeit hinweg geht – damit kann eine Genealogie als Projekt beispielsweise die Politik der Krankheit oder die Politik des Patientseins historisch entlang ihrer zentralen Konfliktlinien, Hervorbringungsmechanismen und begrifflich variierenden Streitgegenstände aufschlüsseln. Sie praktiziert gleichermaßen damit eine Politisierung, da sie ins Gedächtnis ruft, dass gerade solche Themen, die unproblematisch wirken, Geschichten der Auseinandersetzung aufweisen, die komplexer als manches Gesetzgebungsverfahren sein können. Eine Frage, die den Bezugsrahmen ›Genealogie – Politik‹ bisher eher abgrenzend behandelt hat, ist die nach Politik als System oder Bereichsgegenstand, als Wettbewerb um Macht oder als Repräsentation in politischen Institutionen (vgl. DE2/106, S. 389). Kann die Genealogie sich überhaupt für diesen engeren Sinn von Politik, für ihre Mittel und Verfahren interessieren, wenn ihr Auftrag und ihre Praxis doch das Aufzeigen allgemeinerer und zugleich kontextuell situierter Politiken bestimmter Singularitäten sowie die Aktivität des Politisierens ›unpolitischer‹ Dinge ist? Auch hier lohnt sich ein Blick auf die Perspektive

8 Vgl. die Diskussion um Politisierung nach Foucault bei Wendy Brown (2002).

und die Themen, die Foucault für seine eigenen (genealogischen) Analysen auswählte. Bekanntermaßen beschäftigte er sich eine Zeit lang mit der Analyse historischer Formen von Politik. Insbesondere in den Vorlesungen des Jahres 1978 am Collège de France (GG1) rückt die Politik als Analysegegenstand selbst in den Vordergrund – insbesondere deshalb, weil es dort nicht nur um die politischen Verfahren, Akteure und Institutionen selbst geht, sondern weil deren Erfindung und Formung Einfluss auf Dinge, Menschen und soziale Entitäten hatte. Foucault erzählt die Geschichte des europäischen Staates und der modernen Formen der Politik als durch die Entwicklung von Regierung gekennzeichnet. Diese zeichnet er ab dem 16. Jahrhundert anhand der sogenannten Regierungsliteratur nach. Die Geschichte – er hätte auch sagen können: die Genealogie – der Gouvernamentalität, die dieses Regierungshandeln untersucht, hat Foucault zufolge drei Angelpunkte:

»Ich verstehe unter ›Gouvernamentalität‹ die aus den Institutionen, Vorgängen, Analysen und Reflexionen, den Berechnungen und den Taktiken gebildete Gesamtheit, welche es erlauben (sic!), diese recht spezifische, wenn auch sehr komplexe Form der Macht auszuüben, die als Hauptzielscheibe die Bevölkerung, als wichtigste Wissensform die politische Ökonomie und als wesentliches technisches Instrument die Sicherheitsdispositive hat. Zweitens verstehe ich unter ›Gouvernamentalität‹ die Tendenz oder die Kraftlinie, die im gesamten Abendland unablässig und seit sehr langer Zeit zur Vorrangstellung dieses Machttypus geführt hat, den man über alle anderen hinaus die ›Regierung‹ nennen kann [...]. Schließlich denke ich, dass man unter ›Gouvernamentalität‹ den Vorgang oder vielmehr das Ergebnis des Vorgangs verstehen sollte, durch den der mittelalterliche Staat der Gerichtsbarkeit, der im 15. und 16. Jahrhundert zum Verwaltungsstaat wurde, sich nach und nach ›gouvernementalisiert‹ hat.« (GG1, S. 162f.)

›Gouvernamentalität‹ ist also ein äußerst schillerndes Konzept. In seinem Zentrum steht die Machtausübung bzw. die ›Regierung‹, die sich immer weiter durch die Geschichte des modernen Staates und der modernen Gesellschaft hindurchtransportiert und die erst im 18. Jahrhundert in ihren Verfahren und Regierungsweisen zu voller Blüte gelangt. Kathrin Braun und Helene Gerhards (2019, S. 24) haben versucht zu zeigen, dass in Foucaults Gouvernamentalitätsanalysen ein wichtiger sozialtheoretischer Schwerpunkt auf eben diesem Begriff der Regierung liegt, der Individualisierung und Totalisierung zugleich betrifft und die Verbindung von individualisierender und totalisierender Form der Macht beschreibt (DE4/291, S. 198). Diese Entwicklung ist nicht von sich aus ›rein politisch‹, denn in die neue politische Struktur und Institutionalisierung – in den sich langsam entwickelnden modernen Staat – wird eine besondere Form der Macht integriert, die aus der christlichen abendländischen Kultur stammt: die Pastoralmacht. Der Staat übernimmt das pastorale Prinzip der Führung als Prinzip der Verknüpfung von Individuum und Kollektiv. Die Pastoralmacht hat bestimmte Praktiken und Technologien in ihrem Arsenal, die nun auch in der sich neuformierenden politischen Sphäre angewendet werden können: Selbstbeobachtungs- und Geständnispraktiken halten ihren Einzug in die säkularisierte Politik. Das religiöse Heil, auf dessen Erreichung die Führung und Selbstführung der Einzelnen ausgerichtet war, ist nun ein Heil, das nicht mehr die Seele betrifft. Das materiell-ökonomische und leiblich-

che Wohl ersetzt nun das Ziel des spirituellen, eschatologischen Heils (Braun/Gerhards 2019, S. 22). Dieses Prinzip der Führung, der Kräftigung und Steigerung der Macht und des Wohls des Staates in der Verbindung zwischen den Einzelnen und dem Ganzen leistet im modernen Staat erstmals die Polizei (GG1, S. 452). Die Polizei als erste wohl-ausformulierte politische Form der Regierung zielt ab auf die Menschen, indem sie sich um das Wohl der Seele und des Körpers der Menschen sorgt. Die Sorge für das Wohl der Einzelnen, der einzelnen lebenden, produzierenden, arbeitenden und aktiven Menschen, im Verbund mit der Sorge für die Förderung und Stärkung des Ganzen, nämlich der »lebende[n] Bevölkerung« (DE4/291, S. 196), gibt dieser neuen Politik ihren Charakter. Damit ist die Polizei eine historisch besonders ausgefeilte Form des Regierens, des *omnes et singulatim* (vgl. DE4/291, S. 165) – gemäß dieser Formel, die als Führungstechnik des Pastorats bekannt ist, weiß und beachtet man, dass das Schicksal des Einzelnen die übergeordnete gesellschaftliche Entität betrifft und die übergeordnete gesellschaftliche Entität Relevanz für die Praktiken und Lebensformen des Einzelnen hat:

»Wie man sieht, ist die Polizei eine umfassende Verwaltung des sozialen ›Körpers‹. Den Ausdruck ›Körper‹ darf man nicht bloß metaphorisch verstehen: Denn es handelt sich dabei um eine komplexe und vielfältige Materialität, die außer den ›Körpern‹ der Individuen die Gesamtheit der materiellen Elemente beinhaltet, die ihr Leben sichern, die den Rahmen und das Ergebnis ihrer Aktivität bilden und die Ortsveränderungen und Tauschvorgänge erlauben.« (DE3/257, S. 914)

Foucault geht die Analyse der Polizei als politisch-strukturelle Regierungsform im Laufe seiner zwölften Vorlesung auf eine sehr kleinteilige Weise an: Er arbeitet zunächst den Sinn und das Ziel der Polizei heraus. Polizei bedeutet herauszufinden, wie sich die Mehrung der Kräfte des Staates mit der Aufgabe des Erhalts der inneren Ordnung verträglichkeit. Er zeigt, dass das Ungleichgewicht zwischen diesen beiden Zielorientierungen zu dem Problem der Polizei schlechthin wird (GG1, S. 452). Die Mittel und Wissens-technologien, die die Politik der Polizei nutzt, sind bedeutsam: Die Wissensform der Statistik (GG1, S. 454) wird in vielen europäischen Ländern zentral, in Deutschland verbreitet sich eine spezifische Wissenschaft, die die Kunst der Gleichgewichtsherstellung zwischen den Kräften des Staates und der inneren Ordnung thematisiert und ausarbeitet: die Polizeiwissenschaft (GG1, S. 458). In Deutschland wird die Polizei zunächst nicht als ›Großprojekt‹ aufgezogen; vielmehr sind die deutschen Kleinstaaten Labore, Versuchsorte für das Prinzip und Programm der Polizei. Schließlich braucht die Polizei Verwaltungspersonal (GG1, S. 457), das die Veränderungen der Gleichgewichte registriert und Änderungen in den unterschiedlichen Zielbereichen der Polizei vornimmt. Die Polizei findet Wege und Mittel, in bestimmten Bereichen – in bestimmten *policies* – ihr Ziel des Gleichgewichts herzustellen und begegnet dabei den unterschiedlichsten Ursachen für das Problem des Ungleichgewichts in den unterschiedlichsten Problemfeldern. Im Rahmen ihrer Gesundheitspolitik beispielsweise richtet sie eine ganze Stadtraumpolitik ein, die die giftigen Ausdünstungen in den Straßen, die Verbreitung von Krankheiten und Epidemien eindämmen soll (GG1, S. 467). Es wird eine neue Ordnung hergestellt, um Gesundheit – eine bestimmte Kraft, über die das Objekt des Regierungshandelns, die Bevölkerung, verfügt – zu erhalten. Die Gesundheit des Einzelnen wird über die Einrichtung der städtischen Ordnung zum Interventionspunkt der Poli-

zei, um die allgemeine Gesundheit der Bevölkerung zu sichern. So entfaltet sich eine spezifische Rationalität, die auf den unterschiedlichsten Feldern die Verbindung von Teilen und Ganzem zum Wohle des Staates und der Gesellschaft meistert.

Was leistet das Beispiel der komplexen foucaultschen Beschreibungen des Regierungsdenkens und -handelns, die ihren vorläufigen Höhepunkt mit der politischen Regierungsart der Polizei erlangen, nun für eine systematische Analyse der Politik im Zuge einer Genealogie?

Die Beschreibungen Foucaults machen zunächst darauf aufmerksam, dass die Untersuchung der Politik in der Genealogie die Untersuchung des konkreten Regierungshandelns betrifft, welches in unterschiedlichen Gegenstandsbereichen eine Problemwahl vornimmt, Mittel der Problembearbeitung identifiziert, Zweckbestimmungen rationalisiert (vgl. Lemke 2001, S. 111f.) sowie die Austarierung zwischen einzelnen Elementen und der Gesamtheit einer zu regierenden Entität versucht. Regierung hat also sowohl eine auf die politischen Zweck-Mittel-Relationen und Strategien abzielende Dimension wie auch eine sozialordnende Dimension. Auch, wenn diese in der Praxis sicherlich miteinander verschlungen sind, soll die erste Dimension aus Systematisierungsgründen im Folgenden als ›politische Regierung‹, die zweite als ›sozialtheoretische Regierung‹ bezeichnet werden. Die Analyse der Politik in der Genealogie kann also im ersten Sinne nach den Mitteln und den Instrumenten, die Regierung bzw. Politik ermöglichen, fragen: Welche Ressourcen, welche Ansatzpunkte, welche Strategien und welche Technologien werden genutzt, um welches politisch-soziale Ziel zu erreichen? Wie genau sieht das politisch-soziale Ziel eigentlich aus und wer formuliert es? Welchen konkreten Balanceakt vollzieht Regierung und welche Teile und welches Ganzes stehen dabei auf dem Spiel? Die Analyse der Politik in der Genealogie versteht sich also in diesem Sinne als ein historisch kontextualisiertes Mapping von Mitteln, Instrumenten, Zielen und Rationalitäten (Blick auf die politisch verfasste Regierung) in Bezug auf ein bestimmtes Problem, das Partikulares und Zentrales (Blick auf die sozialtheoretisch notwendige Regierung) zusammendenkt.

Weiterhin, und das ist wichtig, ist die Politik als Regierung nicht überzeitlich an das Modell eines politischen Fürsten gebunden. Politik kann demnach an die Souveränität eines Regierenden und die Organisation des Staates gekoppelt sein, sie kann aber auch aus anderen Bereichen der Gesellschaft heraus gebildet und praktiziert werden – vom Städteplaner, von der Verwaltung, vom Statistiker, aber auch von der Bevölkerung, die die neuen Infrastrukturen nutzt. Die Logik der Polizei ist zwar am und für den Staat entwickelt und eingesetzt worden, das Wirken von Regierung aber ist wesentlich dezentral und vielseitig und sucht sich die unterschiedlichsten Spielfelder, um ihre Absicht zu verfolgen (vgl. GG1, S. 116). Wird die Analyse der Politik in der Genealogie mit der Frage nach dem politischen Sinn der Genealogie, wie er weiter oben dargestellt wurde, zusammengezogen, so kann die genealogische Untersuchung nach den Elementen des jeweilig infragestehenden Problems, den Zielen, Regierungsmitteln und Rationalitäten strukturiert werden und dort ansetzen, wo ein Konflikt und eine spezifische Umkämpftheit von Deutungsmacht stattfinden. Wird Politik in diesem regierungsanalytisch-sozialtheoretischen Sinne verstanden, dann richtet sich die Aufmerksamkeit zusätzlich auf die Verfahren der Individualisierung und Totalisierung (DE4/306, S. 277), die die Objekte der Regierung formen. In diesem Sinne sind nicht al-

le Elemente einer solchen genealogischen Politikanalyse *a priori* festzulegen – die Frage nach dem Problem, den Zielen, den Mitteln, Instrumenten, Rationalitäten kann vielmehr das Fach der berühmten Werkzeugkiste (DE2/151, S. 887), in der die genealogischen Analyse liegt, ausstatten, ohne diese selbst vollständig mit sich herumschleppen zu müssen.⁹ Die Analyse von Regierung kann im genealogischen Sinne von der Logik des Staats und der polizeilichen Regierung im engeren Sinne abgelöst werden und die Form von Politik in anderen ›politischen‹, aber eben nicht vom Staat ausgehenden Zusammenhängen nachvollziehbar zu machen: Die Analyse der Regierung als die Analyse von Problematisierungen, Zielen und Objekten, Mitteln und Praktiken sowie Rationalitäten (vgl. auch Bohlender 2007, S. 25) kann sich nützlich erweisen für politische bzw. politisierte Kontexte, die die Logik nichtstaatlicher Organisationen, in denen immer auch Subjekte mit einer bestimmten Form von Subjektsein involviert sind, betreffen (Gertenbach 2013). Insbesondere die Frage nach der Verbindung von Individuen und einem Ganzen in der Organisation, dem Verband, der Gruppe oder der sozialen Bewegung kann in diesem Sinne die Untersuchung der sozialordnenden Regierung solcher Entitäten orientieren (vgl. dazu auch Kap. 3.2.1). Damit entfernt sich die Analyse der Regierung zwar von Foucaults ehemaligen empirischen Analysegegenständen, der Regierung des modernen Staates sowie der Politiken und Zielobjekte und -subjekte der politischen Ökonomie, trägt dafür aber der Entwicklung der komplexen (spät-)modernen Selbstorganisation in Gesellschaften Rechnung, die sich durch eine Vielzahl unterschiedlichster, sich kollektiv organisierender Akteure, deren beteiligten Einzelsubjekte und deren Einbezogenheit in politischen Ordnungsstrukturen charakterisieren lässt (vgl. Kerchner 2010, S. 26). Wie zu zeigen sein wird, ist die Form der Regierung, die als Analysekategorie in der genealogischen Untersuchung in Anschlag gebracht werden kann, nicht notwendig durch liberale Regierungsformen (vgl. Lemke 1997) zu bestimmen: Kollektivsubjekte mögen zwar über unterschiedlichste Modi der freiheitlichen Organisation und Selbstbestimmung politisch operieren, können jedoch auch andere, ausschließlich analytisch beschreibbare Formen und Rationalitäten des Regierens nutzen, um ihre Ziele durchzusetzen und die Einzelsubjekte zu einer identifizierbaren Gesamtheit zu binden.

9 Der Beitrag, der der hier hergeleiteten Lesart von Politik in der Genealogie am nächsten kommt, ist Mark Bevir's hervorragender Text *Rethinking Governmentality: Towards Genealogies of Governance* (Bevir 2010). In diesem arbeitet er eine Analysestrategie für die Genealogien des Regierens aus, die folgenden Grundsätzen folgt: Sie ist nicht historizistisch, sondern nominalistisch, sie hat ein Verständnis von der Kontingenz aller Singularitäten und sie beschäftigt sich mit der historischen Herausforderbarkeit (*contestability*) der Verhältnisse. Vor allem aber lenkt sie den Blick auf die dezentralen und ›nichtpolitisch‹ markierten Ebenen und die neuen empirischen Felder, in denen sich spezifische Politiken ausbauen und zu genuin politischen Gegenständen werden können. Zusätzlich und völlig eindeutig politikanalytisch ist die Genealogie nach Bevir dann, wenn sie Bedeutungen analysiert, die politische Handlungen informieren: »These meanings include not only technologies based on scientific knowledge but also the more general narratives that inspire elite and subaltern actors in the struggle to formulate, implement, and enact policy.« (Bevir 2010, S. 439) Über die Bedeutung dieser ›subalternen‹ Akteur*innen für die Genealogie wird weiter unten zu sprechen gekommen.

3.1.4 Genealogie als Methode einer Ontologie der Gegenwart und Genealogie als Kritik

Nachdem die Elemente einer genealogischen Analyse, welche eher die Möglichkeiten des rekonstruierenden Zugriffs auf Geschichte und Politik berühren, zusammengestellt worden sind, müssen zwei weitere Elemente, die der genealogischen Analyse nach Foucault folgen, angesprochen werden, die motivationale Funktionen der Genealogie ausmachen: Genealogie als Methode einer Ontologie der Gegenwart und Genealogie als Kritik.

Die Frage, weshalb eigentlich eine Genealogie durchgeführt werden soll, beantwortet Foucault folgendermaßen:

»Ich gehe von einem Problem in den Begriffen aus, in denen es sich gegenwärtig stellt, und versuche dann, dessen Genealogie durchzuführen. Genealogie heißt, dass ich die Analyse von einer gegenwärtigen Frage aus betreibe.« (DE4/350, S. 831)

Damit qualifiziert sich die Genealogie nicht nur als Historie mit anderem Zugang und anderen Mitteln, sondern als eher präsentistisches Unternehmen (vgl. Schneider 2004, S. 102), insofern sie nahezu mehr über die jeweilige Gegenwart als über die tatsächlichen Vorgänge in der Vergangenheit erzählt. Insbesondere in seiner Auseinandersetzung mit Immanuel Kants Begriff der Aufklärung wird deutlich, dass Foucault in der philosophischen Tätigkeit der Moderne, welche von einem spezifischen Ethos angeleitet wird, eine »historische Ontologie unserer selbst« (DE4/339, S. 702) sieht. Der Aufklärungsbegriff Kants fasziniert Foucault nicht so sehr aufgrund seiner starken Normativität oder der Voraussetzungen, die er für eine philosophische Tradition schaffte, die nach den Bedingungen fragt, unter denen »wahres Erkennen« möglich ist. Diese normative Form des Philosophierens ist eine geschichtslose, prinzipiengeleitete und damit im transzendentalen Sinne ontologische – sie böte eine Alternative, über das Subjekt nachzudenken und Kritik zu üben, stünde aber in ihren ontologischen und epistemologischen Bedingungen mit der Methode der Genealogie in Widerspruch. Das Unternehmen des kritischen Projekts der »Ontologie der Gegenwart« (DE4/351, S. 848), welches Foucault in Kants Arbeiten zur Aufklärung aufspürt und als deren Geist interpretiert (Allen 2003, S. 180), erlaubt allerdings eine andere Form des Philosophierens, die die Gegenwart nicht als Ergebnis von Essenzen und stabilen sowie installierten Strukturen, sondern als geschichtlich geprägte Formation deutet – eben eine Ontologie der Gegenwart, die über die Vergangenheit zu begreifen ist (Martinsen 2004, S. 373).¹⁰ Diese den Annahmen der konstruktivistischen Sozialontologie nahestehende (vgl. Bevir

10 In seiner genealogischen Studie *Überwachen und Strafen* (ÜS) nutzt Foucault eine terminologische Variation, um sein Vorhaben zu charakterisieren: »Nun, ich habe nicht vor, die Geschichte der Vergangenheit in die Begriffe der Gegenwart zu fassen. Wohl aber ist es meine Absicht, die *Geschichte der Gegenwart* zu schreiben.« (ÜS, S. 43, Herv. HG) Die »Ontologie« eines Objekts ist von seiner geschichtlichen Formierung her zu verstehen. Eine ontologische (oder wissenschaftstheoretisch unverfänglicher formuliert: charakteristische) Beschreibung der gegenwärtigen Situation einer Singularität kann also daher immer nur über ihren Entstehungs- und Konstitutionsprozess plausibilisiert werden und bietet den Horizont, die Dinge anders wahrnehmen zu können (vgl. auch Schäfer 1995, S. 24ff.). Die Begriffe sind also als Synonyme zu verstehen, welche jeweils entspre-

2008, S. 271) Methode erfordert es, Interesse für die Geschichte aufzubringen, weil sie Aufschluss darüber geben kann, in welchem Zustand, in welcher Verfassung wir uns zur Zeit in Bezug auf eine bestimmte Dimension des (gesellschaftlichen) Lebens befinden. Dies ist für Foucault eine Möglichkeit, einen strategisch wirksamen Diskurs führen zu können, an den er in etwas ironischer Weise den Anspruch stellt, er sei zumindest ansatzweise ein (für ihn) wahrer Diskurs (DE3/169, S. 39). Ähnlich, wie er Nietzsches Philosophie als diagnostische Arbeit charakterisiert, die die Fragen »Was sind wir heute? Was ist das für ein Heute, in dem wir leben?« (DE1/50, S. 784) stellt, sieht er in Kants Diktum »Was ist Aufklärung?« die Ausforschungen »Was ist unsere Aktualität? Welches ist das aktuelle Feld möglicher Erfahrungen?« (DE4/351, S. 847f.) begründet – diese leitenden Fragen macht er sich konsequenterweise selbst zur Aufgabe und zum Motiv genealogischer Untersuchungen. Möchte man methodologische Lehren aus diesen Anforderungen an und Motivation für eine Genealogie ziehen, so lässt sich festhalten: Eine Genealogie kann die Ontologie der Gegenwart, die historisch herausgebildete Ontologie, beschreiben, indem sie die große Aufgabe der Analyse des heutigen So-Seins an einer bestimmten Formation – einer Singularität – exemplifiziert. Diese Genealogie kann dann zumindest in eine Facette unserer Gegenwart, unseres Zusammenlebens, unseres Subjektseins »Licht ins Dunkel bringen. Um dies noch weiter zu präzisieren, empfiehlt es sich, eben an auffälligen Herausbildungen von Singularitäten anzusetzen, die auf der Bildfläche gesellschaftlicher Organisation erscheinen – ihre Bedeutung sollte nicht überfrachtet werden, indem sie vielleicht als Spiegel oder Niederschlag größerer gesamtgesellschaftlicher Trends gedeutet werden, aber sie kann zumindest Aufschluss darüber geben, wie man gegenwärtig politisch sowie gesellschaftlich mit bestimmten Herausforderungen oder Ordnungsbedarfen umgeht und welche Bedingungen für die Wahrnehmung möglicher Probleme und für die Suche nach Lösungen etabliert worden sind.

Eine weitere wesentliche Motivation und Funktion der Genealogie besteht nicht nur in dem Analysierbarmachen und Analysieren der Gegenwart durch das Nachvollziehen der historischen Kämpfe und Rahmenbedingungen von Wahrnehmung und Deutung, sondern in ihrem Willen zur Kritik. Der in der Literatur geführte Diskurs zum Verhältnis zwischen Genealogie und Kritik bzw. ihre theoretische wie methodische Verschachtelung ist überaus intensiv geführt worden und bedarf an dieser Stelle keiner ausführlichen Revision (vgl. vor allem die zum Standardwerk gewordenen Monografien von Saar 2007 sowie Koopman 2013). Es soll hier darum gehen, die Stellung der Kritik gegenüber der Genealogie nach Foucault zu subsumieren und ihre Leistungsanforderungen für eine genealogische Studie zu umreißen.

Foucault argumentiert in einem der Schlüsseltexte zum Begriff der Genealogie, seiner Antrittsvorlesung am Collège de France, dass Genealogie und Kritik wie ein Geschwisterpaar für die Diskursanalyse wirken: Während die Genealogie die zerstreute, diskontinuierliche Entstehung der Diskurse und die Konstituierung der Gegenstände samt ihrer Formationsgrenzen in den Fokus nimmt, bezieht sich die Kritik eher auf

chend ihres engeren Bezugspunkts (Ontologie – Kants Philosophie; Geschichte – die Entstehung des Gefängnisses) gewählt werden.

die »diskursiven Regelmäßigkeiten« (ODis, S. 42), »die Systeme, die den Diskurs umschließen« (ODis, S. 43). Diese Systeme seien von spezifischer Natur: Sie könnten als Aufteilungs-, Ausschluss- oder Knappheitsprinzipien auftreten (ebd.) oder als Aneignung und Einschränkung (ODis, S. 38) – in jedem Fall seien sie zumindest in der Lage, Zwang auszuüben oder Herrschaft zu etablieren. Die Einsicht, dass sich Diskurse als Ereignisse durchsetzen, könne man mit der Genealogie als gegeben ansehen und deren historische Vorhandenheit mit einer intellektuellen Geisteshaltung des »glückliche[n] Positivismus« (ODis, S. 44) begegnen. Dass die Diskurse sowie die Konstituierung der Singularitäten allerdings nicht aus sich selbst heraus entstehen, sondern durch noch unbestimmte Verfahren, die Gewalt antaten und Zwang ausübten, lässt den Genealogen eifrig und ungeniert an seine Arbeit herangehen (ODis, S. 43): die Kritik ist eine Analysemethode, die Diskurse und vor allem ihre Ordnungs- und Zwangssysteme einer Beschreibung zukommen zu lassen und damit einer Befragung zu unterziehen. Die Befragung folgt einem analytisch-kritischen Stil, sie ist eine Infragestellung (vgl. ODis, S. 42; vgl. DE4/359, S. 927).

Infragestellung als Kritikmodus ist wesentlich für die foucaultsche Geschichtsschreibung: Die Form der genealogischen Kritik dürfe, so Oliver Flügel-Martinsen, nicht die methodische Strategie der Genealogie kompromittieren – dies schließt eine starke Normativität der Kritik aus, die ihre Maßstäbe von theoretisch gebildeten Begriffen und Konzepten ableitet, nach Rechtfertigung sucht und nach klaren Unterscheidungen und nach Vereindeutigung strebt. Ein Minimalkonzept der Kritik entspreche Foucaults genealogischem Programm hingegen in seinem Rekonstruktionscharakter weitaus besser (vgl. Flügel-Martinsen 2010) und muss eben nicht den Kriterien einer normativ abgesicherten Kritik¹¹ genügen, sondern entfaltet ihr dekonstruktives Potenzial durch die Analyse des politisch-gesellschaftlichen Ist-Zustands (Martinsen 2004, S. 371). Kritik als Infragestellung gesellschaftlich-politischer Verhältnisse ist eben nicht gleichbedeutend mit Verweigerung gegenüber dem Gegenstand, keine abwehrende Ignoranz gegenüber wahrnehmbaren Singularitäten und materiellen Existenzweisen, keine Geschmacksentscheidung oder ein ideologischer Kriegspfad, denn »[t]o question something is naturally *not* necessarily to reject it.« (Geuss 2002a, S. 210, Herv. i. O.) Vielmehr ermöglicht der kritische Anspruch der Genealogie erst die genaue Beschäftigung mit der Geschichte und den Geschichten der Gegenwart, indem sie vermeintliche Selbstverständlichkeiten und Gegebenheiten durch ihre Darstellung verflüssigen lässt (vgl. Geuss 2002a, S. 212). Kritik kann dann »als genealogische Entselbstverständlichung des vormaligen Selbstverständlichen« (Schubert 2018, S. 49) gelingen: Die Kritik ist genealogisch,

»als sie nicht aus der Form dessen, was wir sind, ableiten wird, was zu tun oder zu erkennen unmöglich ist; sie wird vielmehr aus der Kontingenz, die uns zu dem gemacht

11 Zu den Klassikern der Kritik an Foucaults normativer Leerstelle zählen vor allem Fraser (1981), Taylor (1984), Habermas (1985). Mayes (2015) zeigt, dass diese klassischen Kritiken mittlerweile »alte Debatten« sind und viele Vorwürfe, beispielsweise der Widersprüchlichkeit, Maßstabslosigkeit und unwillkürlichen Rechtfertigung von Herrschaft, auch unter Einbezug der Vorlesungen und kleineren Texte von Foucault ausgeräumt werden können.

hat, was wir sind, die Möglichkeit herauslösen, nicht mehr das zu sein, zu tun oder zu denken, was wir sind, tun oder denken.« (DE4/339, S. 702f.)

Auch diesen Möglichkeitshorizont von Kritik leitet Foucault von Kants Ethos des modernen Philosophierens ab. In dem Text *Was ist Kritik?* (WK) bindet Foucault diese spezifische Form der Kritik an einen geschichtlichen und politischen Entstehungskontext zurück: Er genealogisiert das kantische Aufklärungsethos gewissermaßen, indem er die Kritik in seiner berühmten Wendung, sie sei »die Kunst nicht dermaßen regiert zu werden« (WK, S. 12) und »Partnerin und [...] Widersacherin« (ebd.) der Regierungsintensivierung, welche schon im Europa des 16. Jahrhunderts anbricht, in Stellung bringt.

Kritik als Analyse der die Diskurse umschließenden Zwangs- und Gewaltssysteme, Kritik als Infragestellung des vermeintlich »Natürlichen«, und »Gegebenen«, Kritik als Denkungsart des »So-nicht-regiert-werden-Wollens« – es wird deutlich, dass der foucaultsche Kritikstil als »Schwester« der Genealogie unterschiedlich beschrieben wird und es dadurch schnell zu Unschärfen im Verständnis dessen, was die Kritik gemeinsam mit der Genealogie leisten soll, kommen kann. So ist es hilfreich, die Facetten des genealogischen Kritikbegriffs zu ordnen, die sich quer durch die foucaultsche Werkgeschichte ziehen: Kritik soll nicht universal formuliert werden, sondern als Analyse lokal und kontextsensibel an das historische Material herantreten (Schneider 2014, S. 273), was dann entsprechend ermöglicht, die Zwangs-, Herrschafts-, Regelsysteme zu entdecken, die sich den Diskursen auferlegen. Kritik ist weiterhin ein Distanzierungsverfahren (Saar 2007, S. 343), welches die Möglichkeit eröffnet, Realität als Einschreibung zu sehen, welche auch anders hätte ablaufen können, wenn die materiellen und diskursiven Bedingungen anders gelagert gewesen wären und sich der Konflikt anders entschieden hätte; sie eröffnet schließlich einen Horizont, vielleicht nicht immer so sein zu müssen und so geführt werden zu müssen – es geht in der Kritik nicht um »alles oder nichts«, um »wahr oder falsch«, sondern um die offene Beziehung von Geschichte und Zukunft.

Die genealogische Geschichtsschreibung löst ihr kritisches Potenzial also dann ein, wenn sie von einer Haltung des Problematisierens (vgl. Geuss 2002a; Castel 1994), das Gegebene nicht notwendig hinnehmen zu müssen, begleitet wird. Das »So-nicht-dulden-Wollen« der eigenen Geschichte bezieht sich dann auf einen Wunsch zur Veränderung, einer weiteren möglichen Transformation, ohne sich an sicheren Geländern entlangbewegen zu können, damit in jedem Fall Erfolg erzielen zu können.

Die Genealogie und ihre Kritik erweisen sich in ihrem Gehalt äußerst komplex und sprengen einen engen Theorie-Begriff, denn die kritische Genealogie erweist sich selbst als Praxis. Historisierendes Schreiben für die Gegenwart ist einerseits ein fortlaufender Prozess, eine Aktivität der Vergegenwärtigung der Genealogin. Andererseits kann genealogische Kritik die Auseinandersetzung mit der eigenen Erfahrung sein:

»Zweitens habe ich stets Wert darauf gelegt, dass es in mir und für mich zu einer Art Kommen und Gehen, Überlagerung und Vernetzung zwischen den praktischen Aktivitäten und der theoretischen Arbeit oder der historischen Arbeit kommt, die ich betrieb. Es schien mir, dass ich umso freier war, hoch und weit in der Geschichte zurückzusteigen, als ich andererseits die Fragen, die ich stellte, mit einem unmittelbaren und zeitgenössischen Bezug zur Praxis beladen pflegte. Eben weil ich einige Jahre in psychia-

trischen Krankenhäusern verbracht habe, schrieb ich *Naissance de la clinique* [Die Geburt der Klinik].« (DE4/359, S. 926, Herv. i. O.)¹²

Der doppelte Boden der genealogischen Kritik wird in ihrem Praxisbezug offenkundig, gerade weil die Genealogin angesichts einer prekären Aktualität der Verhältnisse zu einer Form der Aufarbeitung der Ontologie der Gegenwart getrieben wird. Mit anderen Worten: Die Genealogin ist eventuell nicht unmittelbar selbst betroffen, wie man von einem Schicksal persönlich betroffen sein kann, aber ihre historische Arbeit wird von ihrer Rolle als unduldsame Zeugin der Gegenwart begleitet und vorwärtsgebracht. Der Praxisbezug ergibt sich also durch eine Bezogenheit auf sich selbst, die Anteil nimmt an der Geschichte, die sie erzählt (vgl. auch Saar 2007, S. 318). Alternativ zum eigenen Veränderungswunsch und ihrer unmittelbaren Verwobenheit in die Politik der Singularitäten, die die Genealogin in ihrer Analyse antreiben kann, kann aber auch das Nachvollziehen derjenigen Politiken und Subjekte, die die Praxis der Kritik geschichtlich einlösten, für eine Genealogie von Interesse sein. So kann sich die Kritik der Gegenwart an der geschichtlichen und aktuellen Kritikpraxis durch widerständige Subjekte informieren und diese als besondere Interessengegenstände gegenüber anderen historischen Formen hervorheben.

3.1.5 Genealogie als Antiwissenschaft: Das Wissen der Leute

Der Praxiswert der Genealogien kann sich in der letztbeschriebenen Hinsicht auch in der Exposition von *Praxisperspektiven* umsetzen, nämlich durch die Wahrnehmbarmachung des durch die Grenzen der Sagbarkeit punktuell hindurch diffundierenden Erfahrungswissens von Menschen. Genealogien sind in dieser Hinsicht als Antiwissenschaften zu verstehen (vgl. DE3/193, S. 219). Mit der Begriffswahl ›Antiwissenschaft‹ untergräbt Foucault nicht den Wert der eigenen wissenschaftlichen Arbeit – ganz ähnlich, wie es bei der Kritik nicht um die defätistische Verweigerung gegenüber dem Jetzt *per se* geht, ist die antiwissenschaftliche Haltung keine Beschwörung des irrationalen Chaos, eine Schwärmerei für eine ungefilterte Erfahrung oder eine Abwendung von jeglichen begründbaren, intersubjektiv nachvollziehbaren und falsifizierbaren Forschungsbemühungen. Die Genealogie als Antiwissenschaft deckt vielmehr die Komplizenschaft der etablierten, hierarchisierten und formalisierten Wissenschaften mit Macht auf und problematisiert deren Machteffekte (Shiner 1982, S. 397; Breitenstein 2013, S. 193f.). So gesehen hatte Foucault bereits mit seiner archäologischen Methode (vgl. AW) die Gleichzeitigkeit und Ähnlichkeiten der als *episteme* konfigurierten Wissensfelder – die Sprache, das Leben und die Ökonomie – in *Die Ordnung der Dinge* (OD) beschrieben, gezeigt, wie diese über Jahrhunderte instabil wurden, neue Sagbarkeitsfelder herstellten und schließlich in einer modernen Wissenschaft vom Menschen mündeten. Allerdings fokussierte diese Untersuchung vielmehr auf das zur jeweilig betrachteten Epoche und *episteme* ›gültige‹ Wissen, welches sich in die Wissenschaften zu übersetzen vermochte und hielt sich mit der Analyse von Macht- und Zwangssystemen,

12 *Die Geburt der Klinik* (GK) hat also noch kein streng ausgearbeitetes Programm der Genealogie anzubieten, aber erfüllt für Foucault offenbar mindestens seine praktisch-kritische Funktion, wie sie das Unternehmen der Genealogie auszeichnet.

welche er später als *episteme*- bzw. diskursformierend beurteilt, noch sehr zurück. Unter der Ägide des Begriffs der Antiwissenschaft und im Rahmen der Genealogie soll nun allerdings gezielter im Archiv nach Wissen gewühlt werden, das aus Sicht der formalisierten Wissenschaften als Unwissen markiert wurde:

»Nennen wir, wenn Sie so möchten, Genealogie die Paarung der gelehrten Kenntnisse und der lokalen Gedächtnisse, eine Paarung, die die Bildung eines historischen Wissens der Kämpfe und die Verwendung dieses Wissens in den derzeitigen Taktiken erlaubt; [...] Es geht in der Tat darum, dieses lokale, diskontinuierliche, disqualifizierte, nicht legitimierte Wissen gegen die einheitliche theoretische Instanz – die im Namen einer wahren Erkenntnis, im Namen der Rechte einer Wissenschaft, die nur einige wenige besitzen, den Anspruch erheben würde, das Wissen zu filtern, zu hierarchisieren und anzuordnen – antreten zu lassen.« (DE3/193, S. 219)

In der Praxis ist dieses differenzielle, partikulare, *andere* Wissen zumeist das »Wissen der Leute« (DE3/193, S. 218), welches sich, noch unter den machtvollen Besetzungen von ›Wahrheit‹ durch die Wissenschaften verschüttet, durch genealogische Arbeit auffinden lassen muss. Foucault konkretisiert sogar unabhängig vom möglichen Kriterium seines propositionalen Gehalts, was ›Gegen-Wissen‹ ist – er verlegt sich nicht auf den Vergleich möglicher Aussagen, sondern auf die Situierung der Sprechenden gegenüber einem Diskurs, der von Zwangs- und Regelsystemen umfasst ist:

»Und es ist das Wiederauftauchen dieses Wissens von unten, dieses nicht-qualifizierten Wissens, dieses gar disqualifizierten Wissens, durch das Wiederauftauchen dieses Wissens: das Wissen des Psychiatrisierten, das Wissen des Kranken, das Wissen des Krankenpflegers, das Wissen des Arztes, das freilich gegenüber dem medizinischen Wissen parallel und marginal ist« (ebd.).

Mit dem Begriff der Antiwissenschaften wird der Begriff der Kritik also nicht nur erneut als eine Kritik der Wissenschaften in Stellung gebracht, er markiert außerdem eine unauffällige, aber bemerkenswerte Verschiebung des proklamierten Interesses der Genealogie an Dingen, Ideen, Praktiken und Institutionen hin zum Subjekt bzw. an spezifizierten Subjekten. Diese spezifizierten Subjekte¹³ – der Kranke, der Psychiatrisierte, der Arzt – sind in bestimmten Macht-Wissen-Komplexen situiert und fabriziert, die sich aus einer Komplizenschaft zwischen den Diskursen der Wissenschaft (z. B. der Medizin) und den materiellen Räumen, in denen das Wissen zirkulieren und zur

13 Die Wendung ›spezifisches Subjekt‹ betrifft genealogische Singularitäten wie ›den Arzt‹, oder ›die Kranke‹ und ist damit präziser als die Rede von ›dem Subjekt‹, das viel mehr ein allgemeines philosophisches Konzept bezeichnet. Sie hebt hervor, dass ›spezifizierte Subjekte‹ schon eine Figur oder Gestalt (vgl. SW1, S. 43, 47, 109) mit einer anerkannten Realität angenommen haben. Das spezifizierte Subjekt ist also eine genealogische Erscheinung, die erst in der Analyse ihrer Subjekt-konstitution mit Bedeutung gefüllt werden kann. Alternative Strukturbegriffe wie Subjektform (z. B. Etzemüller 2013), Subjektfigur (Geimer 2013) oder Subjektivität(en) (Link 2012a) implizieren in der Forschungsliteratur theoretische Vorannahmen über den Vorgang der Subjekt-konstitution, die nicht geteilt werden müssen, etwa, weil sie nur Subjektformierungen und Subjektivierungsweisen untersuchen (vgl. Bührmann 2012), die Achsen-Analyse der Subjekt-konstitution aber außer Acht lassen (vgl. dazu Kap. 3.2 dieser Arbeit).

Anwendung gebracht werden kann, verfestigen. Der Begriff der Genealogie als Antiwissenschaft schließt somit an das theoretische Problem der Möglichkeit von Widerstand gegenüber und in den *epistemen* bzw. Macht-Wissen-Komplexen der Wissenschaften und wissenschaftsnahen Praktiken an: Wenn Foucault die Möglichkeit des Widerstands ausgehend von den realen Kämpfen der spezifizierten Subjekte (erneut werden die Beziehungspaare Psychiatrie – Geisteskranke und Medizin – Kranke bzw. Bevölkerung genannt, vgl. DE4/306, S. 273) ausweist,¹⁴ dann ist die Genealogie als Antiwissenschaft ein geeigneter Ort und eine geeignete Methode, das unmündige Wissen (DE3/193, S. 221) dieser unterworfenen Subjektfiguren zu heben, ihrem Wissen, das sich zunächst nur als Gegenwissen konturieren lässt, eine Bühne zu geben und die gegenwissenden Subjekte damit zumindest teilweise ent-zuunterwerfen (vgl. ebd.). Diese Ent-Unterwerfung historisch marginalisierten Wissens kann dann wiederum für aktuelle Kämpfe nützlich sein, da sie als Befreiungsstrategie dient (vgl. Bublit 2001, S. 34). Der methodische Imperativ ist eindeutig: Schreibt man eine Genealogie, hält man sich selbst dazu an, auf die Suche nach möglichen anderen Lesarten der Geschichte zu suchen, die gegenüber dominanten Rahmungen und Deutungsangeboten immer wieder in der Versenkung verschwunden sind. Die positive Bezugnahme auf das unterworfene (oder nur zögerlich befragte) Wissen, welches mit den Deutungsspielräumen spezifischer Subjekte oder anders, den ›Betroffenen‹ eines Wissenssystems, korrespondiert, ist eine Form, Stimmen zu verleihen, um gegenüber den Wissenschaften und Praktiken Raum für dissidente Praktiken und Artikulationen zu schaffen. Nicht die großen Interventionen gegen Machtwirkungen und Wissenshierarchien (etwa Paradigmenwechsel oder wissenschaftliche Durchbrüche) bewirken Transformationen von Wissenschaften, Institutionen und den mit ihnen verwobenen Verhältnissen, sondern es sind die schüchternen, lokalen, häufig subjektiv formulierten Deutungen und ausgebildeten Haltungen (vgl. Hauskeller 2000, S. 255), die Wirkung erzielen – denn dort, wo betroffene Subjekte sprechen können, ist ihnen immer ein Rest an Autonomie zu eigen, die es ermöglicht, Erfahrungen zu artikulieren, die nicht in die gültigen Deutungsschemata der Wissenschaften passen.¹⁵ Dabei ist nicht von vorneherein festzulegen, wo und wie das Wis-

14 »[Diese Kämpfe, HC] leisten Widerstand gegen alle Formen von Macht, die in einem Zusammenhang mit Wissen, Kompetenz und Qualifikation stehen. Sie kämpfen gegen die Privilegien des Wissens.« (DE4/306, S. 274)

15 Es lassen sich mit der Genealogie als Antiwissenschaft Parallelen ziehen zu den Diskussionen über konstruktivistisch-feministische Epistemologien. Der zutiefst politische Charakter der Behauptung wissenschaftlicher Objektivität durch die Herrschaftswissenschaften (*successor sciences*) bei Sandra Harding (1986) sowie Donna Haraways Ruf nach situiertem, partikularem, positionalisiertem Wissen, um dem *god trick* der positivistischen Wissenschaften zu entgehen (Haraway 1988), sind eminente Beispiele, wie versucht wurde, dem ›Wissen der Frauen‹ gegenüber dem Deutungsanspruch maskulitär inskribierter ›Normalwissenschaften‹ Geltung zu verschaffen. Dass die Betonung der Partikularität des Wissens nicht nur immer der selbstkritischen Prüfung drohender Essenzialisierungen eines weiblichen ›Standpunkts‹ standhalten muss (vgl. Narayan 2004), sondern auch erhebliche Schwierigkeiten für die wissenschaftliche Anschlusskommunikation bedeuten kann, die für die emanzipierende Thematisierung möglicher Transformationswege prekärer Realitäten benötigt werden könnte (vgl. die Warnungen bei Fox Keller 2001, S. 240), ist und bleibt eine erkenntniswissenschaftliche und wissenschaftspolitische Herausforderung für feministischen Kritiken an den ›Herrschafts-‹ oder ›Normalwissenschaften‹.

sen der Leute artikuliert und das Reden der Leute stattfinden muss, um als Gegner der dominanten Deutungsmuster aufzutreten – genau diese Identifikation der Räume und spezifischen »Kampfmittel«, in denen und mit denen Gegenreden stattfinden, ist die Aufgabe der Genealogie als Antiwissenschaft. Das Wissen der Leute, das Reden der Leute, das »Plebejische« (DE3/218, S. 542; vgl. auch Lorey 2008) an den spezifizierten Subjekten ist ein Marker, Geschichte zu verstehen und mögliche Transformationen nachzuzeichnen, was nicht bedeutet, Gegenrede und Gegenwissen von ihrem Erfolg, ihrer Wirksamkeit, ihrer logischen Stringenz oder konsequenten Dissidenz her denken zu müssen. Es ist gar gefährlich, diesen Interventionspunkten, die in Geschichte und Gegenwart gehoben werden sollen, zu große »epistemologische Verantwortung« für Transformation aufzubürden: Das Gegen-Wissen, das Reden der Leute, hat sich häufig als mühelos integrierbar für die Macht-Wissen-Komplexe der Wissenschaften erwiesen oder sich letzteren aus strategischen Gründen gar angeboten:

»Und laufen sie [diese aus dem Sand gegrabenen Wissensarten, HG] schließlich nicht Gefahr, von dem Moment an, da man Bruchstücke einer Genealogie freilegt, von dem Moment an, da man diese Arten von Elementen eines Wissens geltend macht und in Umlauf bringt, das man versucht hat, vom Sand zu befreien, durch jene einheitlichen Diskurse rekodiert und rekolonialisiert zu werden, die, nachdem sie sie zunächst disqualifiziert und dann, als sie wiederauftauchen, ignoriert hatten, jetzt vielleicht voll und ganz bereit sind, sie zu annektieren und in ihren eigenen Diskurs und in ihre eigenen Wissens- und Machtwirkungen einzubeziehen? Und wenn wir die so freigelegten Bruchstücke schützen wollen, laufen wir nicht Gefahr, dass wir selbst mit unseren eigenen Händen diesen einheitlichen Diskurs aufbauen, wozu noch diejenigen Kritiker passen, die uns, vielleicht um uns eine Falle zu stellen, sagen: Das alles ist ja schön und gut, doch wohin führt das? In welche Richtung? Zu welcher Einheit? Man ist bis zu einem bestimmten Maße versucht zu sagen: Nun gut, machen wir weiter, sammeln wir weiter an; schließlich ist der Moment noch nicht gekommen, dass wir Gefahr laufen, kolonisiert zu werden. Weil ich Ihnen gerade sagte, dass diese genealogischen Bruchstücke vielleicht Gefahr laufen, rekodiert zu werden, aber man könnte schließlich sogar herausfordernd sagen: Versucht es doch!« (DE3/218, S. 222f.)

Foucault berührt hier einen neuralgischen Punkt, der für das Schreiben einer Genealogie von immenser Wichtigkeit ist: Wenn die Genealogie als Antiwissenschaft die Strategie verfolgt, alternative Wissensarten und Gegenwissen wahrnehmbar zu machen und zu mobilisieren, Subjekte »sprechen lässt« und somit der Infragestellung und Entselbstverständlichung der Historie dient, so muss sich die Genealogie aber auch davon abgrenzen, jenen Wissensarten pure Authentizität, die unbestechlich und nicht zu vereinnahmen wäre, zuzuschreiben. Vielmehr ginge es in der Genealogie auch darum, analytisch die Fälle und Geschichten aufzuarbeiten, in denen die Wissensarten und ihre Aussagen von Macht-Wissen-Komplexen, etwa durch Kooperationsangebote, absorbiert worden sind, weil sie den Teilungen, Konstituierungen oder Weiterentwicklungen ihres Herrschaftsanspruches dienlich waren oder weil die »Leute« – die sprechenden spezifizierten Subjekte – doch abhängig von den Angeboten und Leistungen der Wissenssysteme sind. Wenn die Genealogie für genau jene Kippbewegungen sensibel ist und die Leserin sensibilisieren kann für das Risiko der Kolonialisierung, dem Subjek-

te ausgesetzt sind, geht sie überdies über normativ operierende Theorieinterventionen hinaus, die versuchen, dem unterworfenen Wissen gegenüber den ›normalisierten‹, positivistischen Wissenschaften ›ihrer Fesseln zu entledigen‹.¹⁶

3.1.6 Methodologische Leitlinien der genealogischen Untersuchung und Vorüberlegungen zur Analyse der Subjektkonstitution

Wie zuvor angemerkt, stellt nicht erst der Begriff der Antiwissenschaft einen Zugang zu der Frage nach dem Subjekt der und in der Genealogie bereit. Dies ist nicht selbst-erklärend, denn Foucault sieht die Genealogie zunächst als Aufgabe, das Auftreten von Singularitäten aus der Geschichte herauszupräparieren, um zu erklären, wie es zu ihrer Entstehung, ihrer Konstitution und ihrer möglichen Veränderung kam. Eine Frage schließt sich an diesen ›Auftrag‹ an: Was soll oder kann eine ›Singularität‹ eigentlich sein? Der Terminus ›Singularität‹ dient Foucault zunächst als Platzhalter für alle möglichen Untersuchungsobjekte oder Phänomene, die Gegenstand einer Genealogie werden können. Die Singularitäten, die von Foucault selbst genealogisch bearbeitet wurden, wurden zuvor benannt: die Psychiatrie, das Krankenhaus, der Sex. Doch bei diesen Gegenständen bleibt es nicht: Foucault legt bekanntermaßen seit Anfang der 1980er Jahre eine neue Folie auf seine älteren Schriften und konstatiert, letztendlich seien alle seine Arbeiten dem Subjekt gewidmet gewesen (vgl. Saar 2003, S. 164). So leuchtet er seine früheren Bücher als unterschiedlich pointierte Annäherungsstrategien an das fundamentale Problem, das ihn schon immer beschäftigt habe, aus:

»Ich habe versucht, die Philosophie des Subjekts zu verlassen, indem ich die *Genealogie des modernen Subjekts* untersucht habe, das ich als eine historische und kulturelle Wirklichkeit ansehe; d.h. als etwas Wandelbares, was natürlich vom politischen Standpunkt aus wichtig ist. Im Ausgang von diesem allgemeinen Projekt sind zwei Zugangsweisen möglich. Die eine Weise, sich dem Subjekt im Allgemeinen zu nähern, besteht darin, die modernen *theoretischen Konstruktionen* zu prüfen. Innerhalb dieser Perspektive habe ich versucht, die Theorien des Subjekts als sprechenden, lebenden, arbeitenden Wesens im 17. und 18. Jahrhundert zu untersuchen. Man kann die Frage nach dem Subjekt aber auch praktischer auffassen, und zwar im Ausgang von der Untersuchung von Institutionen, die aus dem Subjekt Objekte der Erkenntnis und der Beherrschung gemacht haben: die Anstalten, die Gefängnisse...« (DE4/295, S. 209f., Herv. HG)

Eine Genealogie hat für Foucault so gesehen immer etwas mit der Konstitution des Subjekts zu tun – die Singularität, die eine Genealogie auszuarbeiten hat, ist demzufolge kein beliebiges Objekt,¹⁷ sondern ist vor allem dann interessant, wenn es um die

16 Vgl. die in jüngerer Zeit prominenter gewordenen, stark normativen Konzepte der *epistemic injustice* bei Fricker (2007; vgl. auch Abschn. 2.2) oder Ansätze der partizipativen Forschung, die die Einbeziehung ›Betroffener‹ oft automatisch als dekolonialisierendes ›Heilmittel‹ gegen den Methoden-Mainstream der Sozialwissenschaften ausgeben (Caspari 2006; Genat 2009).

17 In diesem Sinne ist zum Beispiel auch der etwas kryptische Vortragstitel *Es gibt keine Geschichte des Wahnsinns oder der Sexualität, wie es eine Geschichte des Brotes gibt* (Defert 2003) zu verstehen. Weiterhin zitiert Defert Foucault im selben Vortrag: »Es handelt sich alles in allem darum, sich auf die Suche nach einer anderen kritischen Philosophie zu machen, einer Philosophie, die nicht die Be-

genealogische Nachzeichnung eines Teilbereiches menschlichen Seins geht. Das Subjekt als genealogischen Untersuchungsgegenstand zu bezeichnen darf wiederum nicht dazu führen, Subjektivität und das Subjekt als ein verallgemeinertes, holistisches, ahistorisches Konzept wieder »durch die Hintertür« einzuführen: Das Subjekt und Subjektivität werden auch in den späten Arbeiten Foucaults als Frage nach der Konstruktion und Produktion des Subjekts verhandelt – nach wie vor hält er seinen Bruch mit der herkömmlichen Subjektivitätsphilosophie¹⁸ aufrecht und macht deutlich, dass »Subjektsein« keine universelle Erfahrung und universale Kategorie ist, sondern dass es viele Weisen gibt, sich als Subjekt zu erfahren und zum Subjekt gemacht zu werden. Dies zieht die Konsequenz nach sich, dass es viele entsprechende Subjektformen mit unterschiedlichen historischen und kulturellen Realitäten, eben spezifizierte Subjekte in ihrem historischen Auftreten gibt, deren Wandel zu untersuchen ist (vgl. Visker 1991, S. 105). Und tatsächlich ist die Idee, die Genealogie spezifizierter Subjekte zu unternehmen, keine ganz neue: Insbesondere feministische Theoriebildungen konstruktivistischer Provenienz haben immer wieder Arbeiten zur Herstellung des Subjekts »Frau« und der Geschlechterdifferenz vorgelegt, in denen sie nicht nur die vermeintliche physische, psychische und soziale Realität des Frauseins dechiffrieren,¹⁹ sondern auch darstellen, wie die Ontologie der Frau geschichtlich inmitten gesellschaftlicher Trends, Debatten und politischer Kämpfe definiert und redefiniert wurde.²⁰ Wenn es also schon (allerdings wenige) Vorbilder²¹ gibt, die mithilfe einer genealogischen Perspektive Subjekt-

dingungen und Grenzen des Wissens um ein Objekt bestimmt, sondern die Bedingungen und die zahllosen Transformationen des Subjekts.« (Defert 2003, S. 362) Diese Formulierung findet sich in dem von Defert erwähnten, später herausgegebenen Vortrag *Sexualität und Einsamkeit* allerdings nicht mehr (vgl. Foucault DE4/295).

- 18 Die Subjektivitätsphilosophie muss für ihr Identitätsdenken und ihre Substanzialisierungen in diesem Diskurs immer wieder erhalten – ob dies nun für jede an einem holistischen Subjekt orientierte Philosophie zutreffen mag oder nicht, die Formel ist im Grunde sehr einfach: die Antipode des foucaultschen Subjektverständnisses ist der Glaube an ein transzendentes Stiftersubjekt (Kammler 1986, S. 188) und sein Projekt eine anti-subjektphilosophische Revision des Subjektbegriffs (Saar 2013, S. 21).
- 19 Vgl. z. B. die »politische Genealogie der Geschlechter-Ontologie« bei Judith Butler (1991, S. 60; vgl. auch Stone 2005).
- 20 Vgl. Fraisses (1990) Genealogie zur unterschweligen Verhandlung der Ontologie der Frau und Geschlechterdifferenz im psychoanalytischen und philosophischen Diskurs, vgl. Bührmann (1995) zur Sexualitätsdebatte der Neuen Frauenbewegung, Hark (1999) zur Konstitution devianter Subjekte in und durch die Geschichte feministischer Identitätspolitik, Egeland (2011) zur feministischen Genealogie der Frauenfrage in der Frauenforschung, Schmincke (2018) zur Verzahnung individueller und kollektiver Subjektivität bei der Konstitution und Mobilisierung von Frauenbewegungen, vgl. auch den klassischen Sammelband *Feminism & Foucault – Reflections of Resistance* (Diamond/Quinby [Hg.] 1988). Fraisse, Hark, Egeland, Schmincke und vereinzelte Beiträge in Diamond/Quinby beziehen sich explizit auf eine genealogische Methode und Kritik, bei Bührmann kann man den genealogischen Blick implizit ausmachen.
- 21 Sieht man sich abseits feministischer Genealogien und den bereits erwähnten neueren genealogischen Arbeiten nach derartigen Studien um, so wird man auf einschlägige Schriften von Isin (2002) zur Genealogie des Begriffs *citizenship*, Clifford (2001) zur Identitätsfrage in der politischen Philosophie und dem Konstrukt des atomistischen Individuums und auf Geuss' (2002b) Darlegungen zur Geschichte des Dualismus Öffentlichkeit – Privatheit und den damit verbundenen Subjektvorstellungen stoßen. Diese widmen sich zwar explizit politiktheoretischen Themen, allerdings

konstitutionen untersuchen, sind viele Beiträge zwar lehrreich in Bezug auf ihre Problematisierungen und die Art und Weise, wie die genealogische Haltung deren kritische wissenschaftliche Arbeit informieren; allerdings geben sie kaum dezidiertes Rüstzeug für Feinalysen an die Hand, welches auf einen anderen Untersuchungsgegenstand, eine andere Subjektfrage ohne Weiteres übertragbar wäre. Dies ist nicht den Genealogien anzulasten, welche doch am Archiv und an den Empirien orientiert sein sollen, um die Geschichten so zu schreiben, dass die Subjektkonstitutionen Kontur erhalten; gleichzeitig aber erfordert dies, einen eigenen Zugang zur genealogischen Analyse von Subjekten zu schaffen, der es einerseits leistet, Ordnungen infrage zu stellen, ohne andererseits selbst unordentlich oder beliebig zu sein.

Eine genealogisch angelegte Analyse einer spezifischen Subjektkonstitution sollte prinzipiell alle Anforderungen berücksichtigen, die von Foucault an die Genealogie gestellt worden sind. Diese Anforderungen wurden bis hierhin rekonstruiert: Genealogien müssen die Herkunft und die Entstehung von Singularitäten nachvollziehbar machen und sie sind historische Machtanalysen, insofern sie die Darstellung von Kämpfen um Deutung und Praxis, die zur Konstitution und Transformation von Singularitäten, also ihren Metamorphosen (vgl. Bohlender 2007) beitragen, anstreben. Genealogien sind, so verstanden, stets an Politik interessiert und Nachzeichnungen von Politik: Sie beschäftigen sich nicht mit der Genese *a priori* identifizierbarer ›politischer Gegenstände‹ – also dem beispielsweise, was sich unter den politikwissenschaftlichen Gesichtspunkten von *polity* – *policy* – *politics* problemlos und gemeinhin erfassen ließe – sondern sie machen deutlich, dass die infragestehende Singularität durch eine spezifische Karriere des Kampfs, Gestaltens, des Taktierens, Deutens und Verhandelns auf unterschiedlichen sozialen Terrains hindurchgegangen ist und sie dadurch eine politische Form, einen politisierten Charakter erhalten hat. Die vermeintlich ›unpolitischen‹ Singularitäten sind also auch Elemente einer politisierten und politisierenden Gesellschaft, in der ein *status quo* immer nur als vorläufig, situativ repräsentierend und wieder herausforderbar sowie als offen in die Zukunft gerichtet verstanden werden kann. Dies macht eine Genealogie für die ›politische Struktur‹ – die grundsätzlich umkämpfte Struktur – ihrer Gegenstände sensibel; ganz gleich, ob jene empirisch auf der Ebene der menschlichen Interaktion, auf der Mesebene oder auf größeren gesellschaftlichen Strukturen zu verorten sind. Das Umkämpftsein oder die Aushandlung von Deutung und Praxis ist somit dasjenige Geschehen, das die Genealogie freilegen und in seiner brüchigen Entwicklung zeigen muss. Systematisch und zugleich in gewisser Weise regierungs- oder politikwissenschaftlich agiert die Genealogie dann, wenn sie dabei das Ensemble von Politik, wie sie sich in der Vergangenheit und Gegenwart formiert hat, aufs Korn nimmt: Also nach dem infragestehenden politischen und politisch werdenden

ist bei ihnen der Vorbildcharakter allein deswegen schon eher gering, da sich diese nun wieder vor allem mit der Entwicklung von Ideen bzw. Konzepten beschäftigen und erst nachrangig die Konsequenzen für die Konstitution spezifizierter Subjekte aufzeigen – sie gehen nicht vorrangig auf das Wechselspiel zwischen der Erfindung eines Subjekts und seiner ›somatischen Realität und Praxis‹ auf dem sozialen Parkett ein, sondern beschäftigen sich erneut mit einem Abstraktum, bei dem die Konstitution des Subjekts nachgeordnet ist. Cruikshank (1999) beschreibt die Konstitution des spezifizierten *democratic citizen-subjects*, nimmt allerdings eher eine gouvernementalitätsorientierte denn eine genealogische Untersuchung vor (vgl. auch Martinsen 2004, S. 355, FN 93).

Problem, den Mitteln seiner Bearbeitung, den unterschiedlichen Positionen und Zielen der involvierten ›politischen Akteure‹ fragt – und wie diese zu der Formierung und Umschreibung eines spezifizierten Subjekts beigetragen haben. Ferner ist eine Genealogie das geschichtsförmige Interesse an der eigenen Gegenwart – an unserer Gegenwart als Subjekte – und eröffnet durch Entselbstverständlichung Räume der Kritik. Fast emanzipatorische Qualität gewinnt eine Genealogie dann, wenn sie ohne normativen Anspruch das ›Plebejische‹ gegenüber den machtvollen (wissenschaftlichen) Diskursen hörbar – seien dies Gegenreden, die die Subjekte selber führen oder wissenschaftliche Debattenbeiträge, die ihre Perspektiven ermächtigen sollen – und dadurch Machteffekte, Begrenzungen und Verregelung von subjektkonstitutiven Bedingungen und Diskursen nachvollziehbar macht.

Die genealogische Perspektive ist damit einigermaßen voraussetzungs- und anspruchsvoll, wenn sie eine Untersuchung leiten soll. Ihre Implikationen sollen hier als *äußere Rahmenbedingungen* und *perspektivischen Vorkehrungen* verstanden werden, um eine Geschichte eines spezifizierten Subjekts herausarbeitbar zu machen. Die Subjektuntersuchung selbst – quasi das Herzstück einer genealogischen Subjektkonstitutionsanalyse – ist damit allerdings noch nicht abgedeckt. Hier bedarf es weiterer Systematisierungsbemühungen, die allerdings das gesamte theoretisch-methodologische Vorgehen nicht noch überfrachten, sondern eher dimensionalisieren sollen. Foucault und an ihn anschließende Forschende haben weitere Möglichkeiten an die Hand gegeben, die Konstitution eines Subjekts zu erfassen. Sie helfen, das Zustandekommen des Subjekts durch die Deutungskämpfe hindurch zu konkretisieren und vor allem seinen Transformationen einer Überprüfung zu unterziehen. Im folgenden Kapitel wird es deshalb um das Konzept der Achsen der Subjektconstitution und seine Integration in das genealogische Programm gehen. Dazu wird zunächst eine kurze Herkunftsgeschichte dieses analytisch-historischen Zuganges bei Foucault, welches er in einem spezifischen Zusammenhang, nämlich der Genealogie bzw. Hermeneutik des Subjekts entwickelte, vorgenommen, um es sich für den eigenen Untersuchungsgegenstand, nämlich dem (politischen) Patientensubjekt, anzueignen. Ergebnis wird eine ›Rasterungsmöglichkeit‹ der genealogischen Subjektkonstitutionsanalyse sein, welche ihren Gegenstand auf die geschichtlichen Subjekttransformationen hin befragt. Das Analyseraster der genealogischen Subjektkonstitutionsanalyse wird außerdem die Frage nach dem Umgang mit den besonderen Erscheinungsformen von Subjekten zu stellen haben: Wenn aus der Geschichte ersichtlich wird, dass die Historizität eines bestimmten Subjekts immer mehr von seinem Auftreten nicht als einzelnes, individuelles Subjekt, sondern als kollektives Subjekt geprägt sein wird, wie ist dies mit dem Konzept der Subjektivierung nach Foucault vermittelbar? Wie kann die Rasterung der genealogischen Subjektkonstitutionsanalyse diese Transformationen hin zu kollektiven Subjektformen aufnehmen? Zuletzt erfolgt eine Bezugnahme auf die genealogische Subjektkonstitutionsanalyse als Möglichkeit, eine Geschichte von Politik nachzuzeichnen, die das Auftreten kollektiver Subjekte (mit politischen Anspruchshaltungen) auf einem Feld, was zuvor nicht unbedingt als politisch und politisierbar verstanden worden ist, nachvollziehbar macht – damit greift es die Aspekte der bis hierhin erfolgten Darstellung noch einmal auf und liefert eine Brille, durch die die Geschichte der Patientin als vereinzelter, medizinisch ›geordnetes‹ Subjekt zu einem organisierten, kollektiven Subjekt entzifferbar wird.